

**TAFFY
BRODESSER
AKNER**

**DIE
FLETCHERS
VON
LONG
ISLAND**

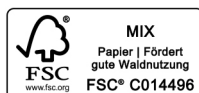
Roman

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch von
Sophie Zeitz

eichborn



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Eichborn Verlag

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»Long Island Compromise«

Für die Originalausgabe:
Copyright © Taffy Brodesser-Akner 2024

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2025 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das
Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.

Textredaktion: Anne-Catherine Geuder
Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München
unter Verwendung einer Gestaltung von Tyler Comrie
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-8479-0211-9

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter eichborn.de

Für meine Eltern

Remember how you made me crazy?
Don Henley, »The Boys of Summer«

Ein Dibbuk im Getriebe

Willst du eine Geschichte hören, die schrecklich endet?

Am Mittwoch, dem 12. März 1980, wurde Carl Fletcher, einer der reichsten Bewohner unseres Long-Islander Vororts, auf dem Weg zur Arbeit vor seiner eigenen Haustür entführt.

Der Morgen hatte ganz normal angefangen. Carl Fletcher wachte auf, duschte, zog sich an und ging nach unten in die Küche, um seiner Frau Ruth einen Abschiedskuss zu geben. Ruth hatte den beiden Söhnen schon ihre Schalen mit Kellogg's Product 19 hingestellt, als Carl Nathan und Bernard den Kopf tätschelte, die Küche verließ und hinaus ins helle Sonnenlicht trat. Das Wetter hielt sich damals noch weitgehend an die Jahreszeiten, und die ersten Frühlingsboten blitzten durch den Schneematsch, der nach dem letzten Wintersturm gemächlich vor sich hinschmolz. Das reflektierte Licht blendete Carl ein bisschen; vor seinen Augen tanzten dunkle Punkte, als er den Schlüssel in die Tür des Cadillac Fleetwood Brougham steckte, den er im Jahr zuvor erworben hatte.

Sein Gehirn hatte das Geräusch der Schritte im Schneematsch noch nicht verarbeitet, als ihm von hinten ein Mann auf den Rücken sprang und ihm mit einer schnellen, geschmeidigen Bewegung einen Sack über den Kopf zog, so dass Carls Welt schlagartig schwarz wurde. Unter dem Sack klang Carls überrumpeltes Ächzen und Keuchen überlaut. Ein weiterer Mann – es waren zwei – nahm den Autoschlüssel, der in

der Tür steckte, und setzte sich hinters Steuer, während der erste Carl niederzuringen versuchte. Allerdings war Carl ein stattlicher Mann. Die beiden Angreifer waren offenbar erheblich kleiner. Nur dank des Überraschungsmoments gelang es ihnen, Carl in den Fußraum seines Wagens zu befördern.

Der Brougham fuhr los, den halbmondförmigen Kiesweg hinunter und hinaus auf den St. James Drive, weg von der gigantischen Tudor-Villa über der Bucht, in der die Fletchers wohnten. Er fuhr durch Middle Rock, rechts in die Ocean Vista Road, an den anderen riesigen Villen vorbei, in denen die Nachbarn der Fletchers wohnten, über die Brücke, nach der er auf Höhe des 1,8-Meilen-Steins das sechs Hektar große Anwesen passierte, auf dem Carl aufgewachsen war und wo in diesem Moment seine Mutter an ihrem Queen-Anne-Schreibtisch saß und Schecks für den Stromversorger und die Synagoge ausschrieb. Sie passierten den Ortskern mit der Bibliothek, der Metzgerei, Duplo's Ski & Skate Shop, wo Carls Mutter ihm vor vielen Jahren Rollerskates gekauft hatte und Carl seinem ältesten Sohn kürzlich den ersten Tennisschläger, dann die Abzweigung zur Synagoge, wo Carls Bar Mizwa stattgefunden hatte, den Festsaal, wo er geheiratet hatte, das kleine Industriegebiet mit den Autowerkstätten, bis sie schließlich den Shore Turnpike erreichten und Middle Rock verließen, einen Flecken, den man bis dahin eigentlich nur als Schauplatz eines berühmten Romans aus den 1920er-Jahren (und Wohnsitz dessen Verfassers) gekannt hatte, und später vielleicht als den ersten amerikanischen Vorort mit einem jüdischen Bevölkerungsanteil von über fünfzig Prozent.

Die Entführer fuhren etwa eine Stunde, dann blieben sie stehen, holten Carl aus dem Fußraum und zerrten ihn ein paar Stufen hinauf in eine Art Halle (Carl hörte es am Echo der Schritte), dann zwei Absätze einer Treppe hinunter, die ihn

vage an die Gitterrosttreppen seiner Fabrik Consolidated Packing Solutions Ltd. erinnerte. Unten wurde er in einen kleinen Raum gestoßen, den er für eine Art Besenkammer hielt. Die Dunkelheit wurde noch dunkler. Der Cadillac Brougham tauchte nie wieder auf.

Carls Verschwinden fiel erst gegen fünfzehn Uhr auf. Eine Stunde zuvor sah Ruth auf die Uhr und stellte fest, dass es Zeit war, Nathan von der Schule abzuholen. Sie war am Anfang ihrer dritten Schwangerschaft, und als sich die Morgenübelkeit bis zum Nachmittag nicht legte, fürchtete sie, dass es nicht die Morgenübelkeit war, sondern ein Magen-Darm-Virus, der sie seit dem Morgen an die Couch fesselte, während der vierjährige Bernard fast den ganzen Tag vor dem Fernseher saß und schon die dritte Wiederholung von *Gilligan's Island* sah. Ruth überlegte, ob sie ihre Freundin Linda Messinger anrufen sollte, um sie zu bitten, Nathan mit ihrem sechsjährigen Sohn Jared von der Schule abzuholen, aber Linda hatte Nathan schon am Morgen zur Schule gebracht. Linda wusste noch nichts von Ruths Schwangerschaft, und deshalb wollte Ruth sie nicht fragen – ein zweiter Gefallen an einem Tag hätte Ruths Zustand sofort verraten, und Ruth wollte nicht, dass es jemand so früh erfuhr, nicht einmal Linda Messinger, von deren Loyalität sie nicht immer überzeugt war. Stattdessen rief sie ihre Schwiegermutter Phyllis an. Phyllis war Witwe, hatte einen Chauffeur und wohnte nicht weit entfernt, eine rüstige Anfang- oder Mittfünfzigerin (genau wusste es keiner, denn sie hatte an ihrem sechsunddreißigsten oder einunddreißigsten Geburtstag alle diesbezüglichen Nachweise zerstört).

Während Ruth auf Nathan wartete, rief sie in der Fabrik an, um Carl zu bitten, auf dem Heimweg Eier und Spaghetti mitzubringen. Carls Sekretärin Hannah Zolinski ging ans Telefon, räusperte sich, um Zeit zu schinden, und stotterte dann

verlegen, dass Carl den ganzen Tag nicht im Büro gewesen sei. Hannah war davon ausgegangen, er hätte sich den Tag freigenommen. Sie habe sich gewundert, sagte sie zu Ruth, denn heute sei die Bestellung für das Albertson-Konto fällig, und Carl habe sich gestern noch Sorgen gemacht, weil die Produktion hinterherhinke. Deswegen könnte die Fabrik Tage, vielleicht Wochen in Verzug geraten. Aber Hannah habe nicht zu Hause angerufen, sagte sie, weil kein Anlass bestanden habe; die Produktion sei am Ende doch rechtzeitig fertig geworden, und für Albertson lief alles glatt. (Insgeheim fürchtete Hannah, Carl hätte ihr Bescheid gesagt, dass er sich den Tag freinahm, und sie hätte es vergessen, was Carl ihr übel genommen hätte. Sie war seit Kurzem mit einem Kollegen aus der technischen Abteilung verlobt, und Carl hatte in den letzten Wochen mehrmals geschimpft, weil Hannah so unaufmerksam war. Carl, wusste Hannah, rühmte sich eines bestimmten Führungsstils: Er leitete die Fabrik mit »strammen Zügeln«, was hauptsächlich hieß, dass er von der Grundannahme ausging, alle würden ihn ständig bestehlen – manchmal in Form von Geld, aber meistens in Form von Zeit. Diese Lektion hatte er von seinem Vater gelernt, der die Fabrik gegründet und bis zu seinem Tod geleitet hatte, und sie war der Grund, warum Carl sich fast nie freinahm, erst recht nicht spontan, weswegen sich Hannah, wie sie später der Polizei erklärte, wahrscheinlich doch erinnert hätte, wenn Carl ihr gesagt hätte, dass er sich den Tag freinahm.)

Ruth hängte den Hörer auf, den Finger an den Lippen. So stand sie lange da, während es still in der Leitung wurde, dann ertönte das Freizeichen und schließlich das aufdringliche Plärren eines Küchentelefons von 1980, das nicht richtig aufgelegt war. Im gleichen Moment betrat ihre Schwiegermutter die Küche und sah von Ruth zum Telefon und zurück zu Ruth.

»Was ist los?«, fragte Phyllis.

Zwanzig Minuten später war die Polizei da. Eine Stunde später kam Ruths Mutter Lipshe. Vierundzwanzig Stunden später hatte das FBI in der Villa von Carl und Ruth Fletcher eine Zentrale eingerichtet: fünf Vollzeit-Beamte (zwei hießen John), darunter eine Frau (Leslie), die rund um die Uhr vor Ort waren und in Gästezimmern, Kinderzimmern und Wohnzimmer schliefen. Außerdem wurden drei Beamte des Middle Rock Police Department abgestellt, die jedoch eher im Weg standen. Middle Rock war in den 1980er-Jahren wegen seines Reichtums und der relativen Entfernung von allem, was an Arbeiterviertel erinnerte, ein übernatürlich sicherer Ort, was dazu führte, dass die örtliche Polizei keine Erfahrung mit Dingen hatte, die so ungewohnt und möglicherweise kriminell waren wie das plötzliche Verschwinden einer Person.

Ruth zeigte den FBI-Agenten aktuelle Fotos von Carl bei der Bar Mizwa eines Neffen und gab ihnen eine Personenbeschreibung: ein Meter neunzig groß, kräftig, aber nicht dick, mit schönem braunen, ungewöhnlich vollem Haar – mit dreiunddreißig noch eine glatte Eins auf der Hamilton-Norwood-Skala, wie bei ihrer ersten Begegnung –, braunen Augen, die immer zu blinzeln schienen, aber trotzdem Güte ausstrahlten, und einer Nase mit heruntergebogener Spitze, die ihm meistens einen Ausdruck verlieh, als wäre er von dem, was er sah, leicht angewidert. Ruth blieb an einem Foto hängen, auf dem sie tanzten und Ruth über Carls Schulter in die Kamera sah, vielleicht, weil jemand sie gerufen hatte, vielleicht der Fotograf. »Hier tanzen wir«, sagte sie. Die FBI-Agenten nickten bedächtig und notierten sich etwas.

Und sie stellten Fragen: War jemand *wütend* auf Carl? Hatte jemand Grund, ihm zu *drohen*? Hatte Carl je erwähnt, dass er *Feinde* hatte, oder harmloser vielleicht, gab es Leute,

die ihn nicht mochten? War da – wir müssen diese Frage stellen – vielleicht eine andere Frau?

»Sie nennen immer wieder diese Hannah Zolinski«, sagte einer der Johns mit Blick in seine Notizen.

»Hannah ist seine *Sekretärin*«, sagte Ruth entrüstet. Es gefiel ihr nicht, dass man ihr Unterstellungen machte; es gefiel ihr nicht, dass sie nicht nur diese absurde, belastende Situation ertragen, sondern auch noch den Ruf ihres Mannes verteidigen musste, obwohl ein Blinder mit Krückstock sah, dass Carl hier das Opfer irgendeiner Machenschaft war. »Wenn Sie wüssten, wie er sich manchmal über sie aufregt«, begann sie. Dann, schnell, als könnte sie ihren Mann damit in seiner Abwesenheit rehabilitieren: »Sie ist verlobt! Hannah hat sich vor Kurzem verlobt! Mit einem Sozialisten!«

Es herrschte Chaos. Überall im Haus liefen Männer herum, die Ruth noch nie gesehen hatte. In der Auffahrt standen Transporter. Ständig klingelte das Telefon. Das war die Szene, die Phyllis' Neffe Arthur Lindenblatt betrat. Arthur war Anwalt für Erb- und Stiftungsrecht, und vor allem war er der Anwalt für Erb- und Stiftungsrecht der Fletchers, was ihn praktisch zum Familienanwalt machte, denn bisher hatten die Fletchers außer für ihre umfangreichen Testamente und massiven Stiftungen nie rechtlichen Beistand gebraucht. Phyllis hatte ihn angerufen, direkt nachdem die Polizei das FBI verständigt hatte. Arthur hatte an diesem Tag zufällig zu Hause in Roslyn gearbeitet, weil er am späten Nachmittag eine Testamentseröffnung im Amtsgericht von Nassau County hatte. Er war gerade auf dem Weg zum Wagen, als ihn seine Frau Yvonne von der Haustür zurückrief und sagte, seine Tante Phyllis sei am Telefon, und es sei dringend.

Arthur schaffte es an diesem Tag nicht mehr zum Amtsgericht. Er kam bei den Fletchers an, als Phyllis und die

FBI-Agenten gerade den ersten von mehreren angespannten Wortwechseln hatten. Einer der Johns hatte Phyllis fälschlicherweise für Ruths Mutter gehalten – »Um wie viel Uhr haben Sie Ihre Mutter angerufen?«, hatte er Ruth gefragt –, woraufhin Phyllis die Beamten ausführlich über den Stammbaum der Fletchers belehrte, der wohl nicht zu komplex sei, um ihn sich merken zu können, und dass sie, wenn sie auf die Leute, denen zu helfen sie hier waren, kompetent wirken wollten, ihre Arbeit korrekt machen sollten.

»Also«, sagte Phyllis gerade, als Arthur im Trenchcoat mit der Aktentasche in der Hand zur Tür hereinkam, »Ruth ist meine *Schwiegertochter*. Der Vermisste ist *mein Sohn*. Das ist doch nicht so schwer.«

Die Agenten tauschten einen Blick und waren verwirrter denn je. Die Gesichter von Phyllis und Ruth hatten beide eine ganz bestimmte Art von Spitzwinkligkeit. Beide hatten ein leicht vorstehendes Kinn (das Ruth besser stand als Phyllis) und eine Nase aus der Feder desselben Schönheitschirurgen in Manhattan, einem Arzt, der in ganz Long Island für seine Spezialität bekannt war, aus etwas Rundklammer- oder sogar Schweifklammerförmigem nicht etwa die Puppennase zu meißeln, von der alle jüdischen Mädchen träumten, obwohl sie nicht zum Rest ihrer markanten, eindeutig semitischen Proportionen passte, sondern etwas viel Besseres: eine würdige Stupsnase mit einer Rotation von 106 Grad und einer Spitze, die nicht ganz so schmal zulief und eine harmonische Einheit mit dem Rest des jüdischen Gesichts bildete. So viele Mütter und Töchter hatten beim selben Arzt die gleiche Nase bestellt, dass, wenn die Lamarck'sche Evolutionstheorie stimmte, die Töchter der Töchter bereits mit dieser neuen Nase zur Welt kommen würden, der jüdisch-amerikanischen Nase der Zukunft. Phyllis und Ruth waren natürlich nicht Mutter und

Tochter, aber sie waren beide bei besagtem Arzt gewesen, Jahre bevor sie sich kennengelernt hatten. Außerdem hatten Phyllis und Ruth die gleichen braunen Augen und den gleichen Mahagonischimmer im Haar, das nach jeder Haarwäsche glatt gebügelt wurde (irgendwann würde die Lamarck'sche Evolutionstheorie auch glatthaarige jüdische Mädchen hervorbringen, was allerdings ein herber Schlag für die amerikanische Wirtschaft wäre). Mit anderen Worten, Carl hatte ein Ebenbild seiner Mutter geheiratet, und selbst ein begnadeter Kriminaler hätte, sofern er Nichtjude war, guten Grund, verwirrt zu sein, wer hier mit wem biologisch verwandt war.

»Ich kann alle Fragen beantworten«, schaltete sich Arthur ein, stellte die Aktentasche ab und schüttelte den FBI-Beamten die Hand. »Warum lassen wir Ruth nicht nach den Kindern sehen?«, und Ruth zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, wo ihre eigene Mutter sie auf Jiddisch tröstete, während Ruth in ihren Schoß schluchzte. (Arthurs Beschützerinstinkt Ruth gegenüber wurde anfänglich als Taktik interpretiert, um Informationen zu kontrollieren, und war später der Hauptgrund dafür, dass ihn das FBI kurzfristig auf die Liste der Verdächtigen setzte. Aber Arthur kontrollierte nichts; er handelte aus dem Muskelgedächtnis. Arthur war ein sanfter, netter Mann, der zu Co-Abhängigkeit neigte und jahrelange Erfahrung darin hatte, das herrische Temperament seiner Tante Phyllis durch Gehorsam und Unterwürfigkeit zu beschwichtigen.)

Und so richteten die Agenten die weniger höflichen Fragen über die Familie an Arthur. Natürlich ging es dabei um Geld. Denn die Agenten hatten sich zwar der Form halber auch nach anderen Frauen, Autounfällen und Nervenzusammenbrüchen erkundigt, aber ein Blick auf das Haus reichte – die größte Villa in einer Gegend voller neiderregender Villen, die Terrasse über dem Long Island Sound, als wäre die Bucht

der private Swimmingpool der Fletchers, die halbmondförmige Auffahrt, die hochwertige Einrichtung, Marmorbäder, Samtsofas, der Jaguar XJ6 (Ruths), der in der Auffahrt stand. Dann hatte ihnen die örtliche Polizei von der Mutter erzählt, die zwei Kilometer weiter auf einem sechs Hektar großen Anwesen am gleichen Ufer wohnte, und sie konnten an zwei Fingern abzählen, was hier eigentlich los war, nämlich dass die Fletchers nicht einfach reich waren, sondern extrem reich, absurd reich, entführungswürdig reich.

In der Zwischenzeit hatte Phyllis Carls Arbeitszimmer bezogen und beantwortete die Anrufe des Frauenvereins der Synagoge und der Historischen Gesellschaft von Middle Rock (sie war Präsidentin beider Organisationen). Außerdem ließ sie ihre Beziehungen spielen – sie rief den Bezirksrat an, den Bürgermeister, ihren Gemeinderat, einen State Senator, der in der Vergangenheit bei Fabrikangelegenheiten behilflich war, einen der örtlichen Abgeordneten, die die Fletchers regelmäßig zu Feiertagen und den Bar und Bat Mizwas ihrer Kinder einluden –, und alle versicherten ihr, dass eine Fülle von Maßnahmen getroffen werde, um Carl zu finden, dass jede Abteilung eine Taskforce aufstelle und jede Ressource angezapft werde, dass sie genau wüssten, wer Phyllis war, und damit auch, wer Carl war. Leslie und die Johns flehten Phyllis an, sich herauszuhalten und die Ermittlungen ihnen zu überlassen, aber Phyllis ließ sich nicht bremsen. Phyllis hatte einen Verdacht, einen zutiefst jüdischen Verdacht, gespeist aus Ereignissen, die zu ihren eigenen Lebzeiten stattgefunden hatten, nämlich dass es am Ende ihre Beziehungen wären, die ihr hier helfen würden, nicht die Polizei, die damit beauftragt war – dass das rasche, engagierte Auffinden ihres vermissten Sohns, der von Stunde zu Stunde mehr vermisst wurde, nicht jemandem gelingen würde, der zu helfen verpflichtet war,

sondern jemandem, der Phyllis aus freien Stücken einen Gefallen tun wollte.

Als der Männerclub der Synagoge Suchtrupps aufstellte, hatten sich die FBI-Agenten damit abgefunden. Sie begriffen, dass gegen Phyllis' Tatkraft kein Kraut gewachsen war, also kalkulierten sie sie in ihre Strategie mit ein. Die Agenten hofften, solche Aktionen überzeugten die mutmaßlichen Kidnapper davon, dass alle im Dunkeln tappten, und wenn sich die Täter in Sicherheit wiegten, machten sie möglicherweise Fehler. Fahndungsaufrufe und Skizzen wurden über ein neues Gerät, das sich Modem nannte, an verschiedene Polizei-Netzwerke verschickt. Überall auf dem Grundstück wurden Kameras und Abhörgeräte installiert. Auf dem Long Island Expressway wurden systematisch Nummernschilder kontrolliert, als würde Carl die ganze Zeit zwischen Middle Rock und Riverhead, Riverhead und Middle Rock hin- und herfahren.

Aber niemand fand ihn. Niemand konnte auch nur *mutmaßen*, wo Carl war. Sein Wagen war weg, wie vom Erdboden verschluckt. Als nach dem ersten Tag der zweite anbrach und dann der dritte, konnten die Bewohnerinnen und Bewohner von Middle Rock, die über Carls Aufenthaltsort spekulierten, ihre Gedanken nicht einmal zu Ende denken, weil sie sich auflösten, bevor sie ganze Sätze ergaben. All die Szenarien passten einfach nicht zu dem muffigen, faden, vollkommen nichtsagenden Charakter von Middle Rock, das plötzlich eine Story hatte – das plötzlich eine *Seele* hatte –, seit Carl Fletcher an einem beliebigen Mittwoch im März vor seinem eigenen Haus verschwunden war.

Eine Entführung. In Middle Rock. Eine *Entführung*? In *Middle Rock*? Ein Ort, der die Welt aus sicherer Distanz betrachtete – der sich aussuchen konnte, wann und wie er sich

mit ihr einließ –, und plötzlich waren sie mittendrin in dieser knallharten Welt, in dem schmutzigen, brutalen Krimi, der im Kino auf der Spring Avenue Road lief, in dem verborgenen Sündenpfehl, der in die Revolverpresse gehörte, in die zum Glück überstandenen Siebziger, in die gottverlassenen Großstädte, aus denen sie vor langer Zeit geflohen waren. Eine Entführung! In Middle Rock!

In den ersten zwei Tagen des Martyriums, das die Familie erlitt, blieben Bernard und Nathan zu Hause. Bernard Fletchers Fach in der Tagesstätte der alten Mrs. Annette, in dem sich sonst Berge von Vollkorncrackern und Newtons' Feigenkeksen türmten, blieb leer. Mrs. Annette war in Gedanken bei ihrem Schützling, der immer so neugierig und furchtlos war. Wie schwer es für einen Jungen wie ihn sein musste, so jung zu lernen, warum es die Grenzen gab, gegen die er ständig rebellierte. Auch Nathan Fletchers glasfaserverstärktes Kunststoffpult im Klassenraum 1B der Grundschule von Middle Rock blieb leer. Was für ein nervöser Junge Nathan war; diese Geschichte machte es garantiert nicht besser. Ein paar Türen weiter im Lehrerzimmer erzählte Nathans Klassenlehrerin ihren jungen Kolleginnen, dass ihre Schwester Carl Fletcher in der Highschool gedatet habe, und sie meinte sich zu erinnern, dass Carl zu Depressionen neigte. Hatte Carl sich umgebracht? War Carl abgehauen? Hatte Carl sein ganzes Geld genommen, um ein neues Leben anzufangen, weit weg von hier, wo er nicht unter der Fuchtel seiner schrecklichen Mutter und seiner anstrengenden, pingeligen Ehefrau stand, die bei Nathans Elternabenden immer so kritisch wirkte? Der Rektor der Grundschule schlennderte herein, um sich eine Tasse Kaffee zu holen, und erwähnte seine Erinnerungen an die Hearst-Entführung, und die jungen Lehrerinnen bekamen glänzende Augen: Hatten sie Hearsts in ihrer Mitte? Waren die Fletchers ihre Hearsts?

Ein paar Straßen weiter: In der neuen avocadogrünen Küche von Walter und Bea Goldberg schloss Bea die klobige Tür der riesigen neuen Mikrowelle, stellte eine Gardauer von drei Minuten am Regler ein, so wie es im Rezeptbuch stand (*Kochen wie durch Zauberhand!* Fünf Minuten mit deiner neuen Mikrowelle aus dem Verlag des Mikrowellenherstellers), und wählte auf dem zur Küche passenden avocadogrünen Wandtelefon mit der langen Schnur die Nummer von Marian Greenblatt, um sie zu fragen, ob sie glaube, dass Carl mit dieser jungen Sekretärin durchgebrannt war, die sie bei Carls dreißigsten Geburtstag gesehen hatten. Marian, die in der noch neueren senfgelben Küche der Greenblatts vor dem senfgelben Wandtelefon stand, ihre neue Mikrowelle anstarrte und sich misstrauisch fragte, wie so ein Gerät *nicht* krebserregend sein konnte, sagte, sie sei überzeugt, dass Carls verrückte Schwester Marjorie dahintersteckte. Marian hatte die Theorie von Rona Lipschitz, der Frau des Caterers, die sie neulich daran erinnert hatte, dass Marjories Mutter sie vor Jahren aus dem Testament gestrichen hatte, nachdem sich Marjorie mit diesem Trickbetrüger verlobt hatte, was sie wusste, weil Marjorie es überall herumerzählt hatte, bis ihre Mutter es mitbekam und ein Machtwort sprach. Dann, nur ein paar Monate vor Carls Verschwinden, hatten Marian und ihr Mann Ned Marjorie mit ihrem *neuen* Freund in einem Restaurant in Manhasset gesehen und gefunden, der neue Freund wirkte irgendwie skrupellos, auch wenn sie sich einig waren, dass Marjorie so unschuldig (ahnungslos) wie immer wirkte. Die Lipschitzes würden Marjorie nie etwas unterstellen. Die Lipschitzes hatten schon zu viel gesehen. Die Lipschitzes würden sich nicht einmal eine Mikrowelle kaufen.

In der Zwischenzeit saßen die Damen der Hadassah-Bowling-Liga, zu deren Mitgliedschaft Linda Messinger Ruth

überredet hatte, in ihren Formschalensesseln und tauschten atemlos Informationen aus (ohne Ruth natürlich) – nicht nur über die Entführung selbst, sondern auch über die Unfassbarkeit der Vorstellung der Idee einer Entführung in Middle Rock. Sie waren sprachlos, sagten sie immer wieder, sprachlos!

Bei aller Sprachlosigkeit konnten sie nicht aufhören, darüber zu reden. Sie hatten nicht einmal vor, an diesem Tag zu bowlen; sie waren hier, um die laufenden Gespräche über die unvorstellbaren Ereignisse in anderem Rahmen fortzuführen, die Informationsschnipsel zu teilen, die sie gesammelt, vermutet oder erfunden hatten, zu verarbeiten, was ihre Freundin und deren Kinder durchmachten – o Gott, die armen Jungs –, was ihre Stadt durchmachte und damit die Welt. Nur Cecilia Mayer trug ihre Bowlingschuhe, obwohl auch sie eine Meinung hatte und rasch zu schildern begann, dass ihr an Ruth mehrere Dinge aufgefallen seien, die dafür sprachen, dass in den Monaten vor dem schrecklichen Ereignis in der Familie nicht! alles! in Ordnung! war. Sie hatte Ruth und Carl bei Michael Feldmans Bar Mizwa gesehen, und die beiden hatten nicht miteinander getanzt, und sie hatten sich auch nicht am Wiener Desserttisch bedient, was natürlich für die Theorie sprach, dass Carl eine Affäre hatte und wahrscheinlich mit einer anderen Frau abgehauen war. Es war Linda Messinger – unerschütterlich loyal, wie sich herausstellte –, die Cecilia unterbrach und sie daran erinnerte, dass bei den Fletchers nicht nur alles in Ordnung war, sondern auch fragte, seit wann genau Cecilia Mayer den Fletchers nahe genug stehe, um beurteilen zu können, ob sich irgendetwas verändert hätte? War sie je bei ihnen zum Essen eingeladen gewesen? Nein? Cecilia verteidigte sich mit schriller Stimme, indem sie Linda aufforderte, sie in Ruhe zu lassen, und der Gruppe gestand, dass sie, Cecilia, schwanger sei und dass Linda sie in diesem Zustand

nicht kritisieren dürfe! Sofort wechselten die Bowling-Damen das Thema und scharten sich um Cecilia, um sie mit den üblichen Fragen zu bombardieren, während Linda Messinger listig lächelte.

Unsere Großmütter hatten uns oft gesagt, egal, wie glühend wir andere beneideten, würden wir alle das Bündel unserer Sorgen auf einen Haufen werfen, und jeder dürfte sich ein beliebiges Bündel aussuchen, dann würden wir am Ende doch zu unserem eigenen Sorgenbündel greifen, garantiert. Wir waren uns nie sicher, ob unsere Großmütter recht hatten, vor allem nicht, wenn es um die Fletchers ging, aber vielleicht glaubten wir es jetzt. Vielleicht waren wir jetzt endlich überzeugt, dass wir lieber unsere eigenen Sorgen hatten als die der Fletchers.

Oder? Es war nicht nur der Donnerschlag des Verbrechens, der die Fantasien von Middle Rock anregte; es war der Hauch von Glamour, der ihm anhaftete. Es war der Reichtum der Fletchers. Ihr *Geld*. Middle Rock war ein Vorort, wie es sie heute nicht mehr gibt, eine Gemeinschaft, die sich über ihre Werte und Moral definierte, zusammengesetzt aus einer Auswahl der oberen Mittel- bis Oberschicht, die hierher gezogen war, um unter Menschen mit den gleichen Werten und der gleichen Moral zu leben. Das Problem extrem reicher Leute, die im Gewühl der Mittelklasse lebten – und dieser das Gefühl gaben, nicht reich, sondern arm zu sein –, würde sich in den 1990er-Jahren mit dem Aufkommen der McMansions lösen. In den Monstervillen mit den stuckverzierten Billigfasaden hätte die Mittelschicht reichlich Platz, ihre Unzulänglichkeiten zu verstauen. Aber wir reden hier von den 1980ern, und in Middle Rock gab es noch Ghettos – die Extrem-Reichen am Wasser und die Nur-Wohlhabenden landeinwärts. Jeder wusste, wer sehr viel Geld hatte und wer nur genug; wer die Ferien wo verbrachte und wer Ferienhäuser besaß. Die

Fletchers in ihrer riesigen Villa am Wasser, nur einen Katzensprung von dem noch riesigeren eingezäunten Anwesen am Wasser entfernt, wo Carl aufgewachsen war, ja, die Fletchers waren ganz oben.

Aber das Geld war wie der hohe weiße Lattenzaun um das Fletcher-Anwesen: Es versperrte den Blick. Durch den Dunst ihres Vermögens und allem, was einem dazu einfiel, waren die Fletchers nur schwer zu erkennen. Doch auf einmal – als Carl verschwunden war und auf den Straßen von nichts anderem geredet wurde – sahen die Bewohner von Middle Rock die Fletchers endlich richtig. Alles lag auf dem Tisch, und unter dem Mantel der Anteilnahme konnten die Nachbarn der Fletchers endlich ihre Ängste wegen ihrer eigenen Finanzen und Karriere und Zukunft und Nachlässe voreinander zugeben, und spätnachts, wenn sie mit ihrem Ehepartner von Kissen zu Kissen flüsterten, kam der hässlichste Teil von ihnen hoch. Nicht: Wo ist Carl Fletcher? Oder: Sind wir in Gefahr? Oder: Hat sich die Welt verändert? Sondern: Warum nicht wir? Warum sind *wir* nicht reich genug, um entführt zu werden?

Im fünften Morgengrauen seit Carls Verschwinden lag Ruth im Bett und starrte an die Wand, während die Sonne aufging. Die Schatten der Bäume vor dem Fenster malten Käsekästchen an die Tapete, die Ruth an das Spalier vor Carls Elternhaus erinnerten. Als es heller wurde, verblassten die Schatten an der Wand, und Ruth hatte das Gefühl, sie verlor Carl aufs Neue. Die Kinder lagen bei ihr im Bett: Nathan, der mit allen vier Gliedmaßen Kontakt zu ihrem Körper hielt; Bernard am Fuß des Bettes, quer über ihren Beinen wie ein schlafender Welp, nur lange nicht so treu.

Ruths Gedanken wanderten nach Brooklyn, wo sie aufgewachsen war. Jede Nacht lag sie wach, starrte an die Decke

und fragte sich, welche der Beschwörungsformeln, die sie als Kind gelernt hatte, das Unglück hätte abwenden können. Sie hatte den Aberglauben, die in den Äther gerichteten Hilferufe so gut wie aufgegeben, als sie einen Mann kennengelernt und geheiratet hatte, dessen Reichtum selbst so etwas war wie ein ausgefeiltes Sicherheitssystem. Als Kind hatte man ihr unzählige Rituale beigebracht, die Schaden und Todesfälle verhindern sollten – dreimal spucken, wenn sie einen unheimlichen Gedanken hörte; das Haus mit dem rechten Fuß betreten, um Katastrophen fernzuhalten; Finger- und Zehennägel nie am selben Tag schneiden, weil das nur am Tag ihrer Beerdigung geschah; am Tisch nicht an der Ecke sitzen, weil sie sonst sieben Jahre lang unverheiratet blieb. Ruth hatte gelernt, ununterbrochen »Gott bewahre« zu murmeln, auf den Boden zu spucken, wenn sie den Namen ihrer Feinde hörte. Doch vor einigen Jahren – seit sie verheiratet war –, hatte Ruth begonnen, den Aberglauben, der zu ihrem Erbe gehörte, für den einfältigen Ballast eines armen und verzweifelte Volkes zu halten, das keine Macht über sein Schicksal hatte und keine Erklärung dafür, warum es immer wieder in den Tod getrieben wurde. Wenn all die Beschwörungen vor den Gefahren schützen sollten, die aus der Armut entsprangen, dann war Reichtum die Lösung, und Ruth konnten sich endlich entspannen.

Jetzt aber erkannte Ruth, dass sie hereingelegt worden war. Das Geld hatte Ruth, die nur vier Jahre nach der Befreiung von Dachau zur Welt gekommen war, vorgegaukelt, sie wäre gegen alle Gefahren gefeit. Wie hatte sie die Lehren ihrer orthodoxen Kindheit vergessen können? Alles lag in Gottes Hand! Schau, was passiert, wenn du dir anmaßt zu glauben, dein Glück wäre gemacht, nur weil dein Reichtum groß ist. Du dumme Gans!

Die Schatten an der Wand hatten sich aufgelöst. Der Mor-

gen war da. Ruth wappnete sich für einen weiteren Tag. Sie hatte akzeptiert, dass es sich hier nicht um einen kleinen Zwischenfall handelte; dass diese Sache, egal, was hier los war oder wie es ausging, sich nie mehr ungeschehen machen ließ. Es war Zeit, gründlich darüber nachzudenken, die unausweichlichen Folgen abzuwägen, sich vorzubereiten: Vielleicht hatte Carl sich wirklich in eine andere Frau verliebt, vielleicht sogar in Hannah Zolinski mit ihrer schmalen Taille, ihrer einfältigen Art, den dunklen Wimpern und den roten Wangen. Aber es gab auch tausend andere Möglichkeiten: Carl von Arabern entführt; Carl von einer Psychopathin gekidnappt, die von ihm besessen war; Carl und der Cadillac am Grund des Long Island Sound; Carl von seiner neidischen Schwester Marjorie ermordet, die angeblich mit einem Mann, der ein Gauner war, durch Europa reiste; eine Entführung durch Außerirdische; ein plötzlicher krankhafter Wandertrieb. Vielleicht war er mit dem Auto ins Wasser gefahren, weil er depressiv war; vielleicht war er ins Wasser gefahren, weil er betrunken war; vielleicht war er ins Wasser gefahren, weil er nicht aufgepasst hatte. Vielleicht begann er irgendwo ein neues Leben, weit weg von hier, weil er den Druck und den Alltagstrott als Leiter des Familienunternehmens, das er sich nicht ausgesucht hatte, auf einmal, ja, sogar noch so spät im Leben, einfach nicht mehr aushielt.

Die Spirale ihrer Gedanken drehte sich weiter. Hast du schon mal ein Kind im Supermarkt oder auf dem Spielplatz verloren? Nur für fünf Minuten? In dem Moment wird dir klar, wie riesig und unüberschaubar die Welt ist – viel zu groß, um etwas wiederzufinden, wenn es wirklich verloren ist.

Dann, um 6:48 Uhr, klingelte das Telefon.

Vor Schreck setzte Ruths Gehirn aus, aber ihr Körper wusste, was zu tun war. Wie ferngesteuert stand sie auf, in ei-

nem gelenklosen Stück, und ließ sich von ihren Beinen die Bogentreppe hinunter ins Wohnzimmer tragen, wo Leslie und einer der Johns mit großen Kopfhörern saßen, so ruhig, als säßen sie seit Stunden dort und warteten. John hielt warnend den Zeigefinger hoch und winkte Ruth langsam heran.

Ruth setzte sich und versuchte sich zu erinnern, was sie tun sollte: zuhören, einfach nur zuhören. Normal reagieren. Als wäre niemand da. Normal normal normal. Sie nahm den Hörer ab.

»Mrs. Fletcher«, sagte ein Mann. Er klang weit weg, und seine Stimme war durch einen Filter roboterhaft verzerrt.

Ruth schwieg einen Moment, aber er schien auf eine Reaktion zu warten, und als John ihr ermutigend zunickte, flüsterte sie: »Wer ist da?« Normal normal.

»Ich bin Hauptmann der Organisation Freiheitskämpfer für das Kalifat Palästina im Jordantal. Wir bekennen uns zu den Bombenanschlägen am sechsten Februar auf die Jewish Claims Conference in Tulsa und am ersten März auf die Hamish Middle School in Los Angeles und zu der Exekution von Rabbi Shlomo Richtstad der Shaare-Jacob-Gemeinde am zwölften Januar. Wir haben Ihren Mann, das Zionisten-schwein. Er ist halb tot. Ich habe ihm alle Finger und die Ohren abgeschnitten, aber den Rest können Sie wiederhaben, wenn Sie unsere Organisation unterstützen.«

»Was wollen Sie ...« Ihre Stimme klang so schrill. So hatte sie ihre Stimme noch nie gehört. Ruth schien sie nicht kontrollieren zu können. »Was haben Sie ...«

Er schnitt ihr das Wort ab, was gut war, weil sie gar nicht wusste, was sie fragen wollte.

»Mund halten«, sagte der Mann. »Zweihundertfünfzigtausend Dollar, Flughafen JFK, Ost-Terminal, Gepäckausgabe sechs, legen Sie das Geld auf das Gepäckband. Zwölf Uhr

mittags. Wenn Sie die Polizei mitbringen oder einschalten, ist er tot.«

Ruth umklammerte mit beiden Händen den Hörer.

»Ich brauche einen Beweis, dass er noch lebt«, sagte sie, während sie sich verzweifelt zu erinnern versuchte, was Leslie und die Johns ihr für diesen Moment eingetrichtert hatten, aber sie hatte alles vergessen. »Ich muss mit ihm sprechen. Lassen Sie mich mit ihm sprechen!« Leslie nickte. Ruth hatte das Richtige gesagt.

»Du musst gar nichts, Judensau. Er ist halb tot. Noch so ein Tag, und er ist ganz tot, und du bist schuld. Willst du das? Du hast Kinder. Du hast Nathan und Bernard.« Ihr stockte das Herz. »Mach es einfach. Mach es einfach!«

Er legte auf. Das Telefonat hatte nicht lange genug gedauert, um es mit der Technik der frühen Achtziger zurückzuverfolgen. Leslie legte Ruth die Hand auf die Schulter und führte sie zum Esszimmertisch. Ruth setzte sich und legte den Kopf in die Hände. Ihr Ehemann: seine Hände, seine Ohren, ihr Glück.

»Wie kommt er darauf, dass ich nicht längst die Polizei gerufen habe?«, fragte sie. Seine Hände. Seine Ohren. Ihr Glück.

»Wir wissen noch nicht, mit wem wir es zu tun haben«, sagte Leslie. »Aber wenn die Entführer glauben, dass Sie niemanden angerufen haben, müssen wir sie in dem Glauben lassen.«

Die FBI-Agenten stürzten sich in Betriebsamkeit, während Ruth dasaß und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Es wurden mehrere Telefonate mit dem Hauptquartier geführt, und dann stellten sich die FBI-Leute im Kreis auf und redeten hastig in Codes, die Ruth nicht verstand. Sie gab auf, es zu versuchen, als ein Schrei durchs Wohnzimmer gellte und alle zusammenzuckten, der erste Moment, in dem Ruth

den Agenten die Spannung anmerkte. Der Schrei kam von Nathan. Er war aufgewacht und hatte festgestellt, dass seine Mutter nicht da war.

Um acht Uhr kam Linda Messinger, um Nathan zur Schule zu fahren, wie sie es auch an den letzten beiden Tagen getan hatte. Ruth erhielt die Anweisung, Nathan zum Wagen zu bringen, ohne sich anmerken zu lassen, dass die »Situation in Bewegung« sei, wie es die FBI-Agenten ausdrückten. Um acht Uhr dreißig fuhr einer der Johns zur Filiale der Manufacturers Hanover Bank auf der Spring Avenue Road und bat den Filialleiter, 250.000 Dollar in nicht durchlaufend nummerierten Scheinen aus dem Tresor zu holen, zu kennzeichnen und die Seriennummern zu registrieren. Um acht Uhr fünfundvierzig kam Phyllis, um Lipshe mit Bernard zu helfen, solange Ruth mit dem Lösegeld unterwegs war, aber Bernard, der aus der plötzlichen Hektik schloss, dass etwas im Gange war, sah seine Mutter zum Wagen laufen und setzte zu einem seiner epischen krampf- und tranceartigen Wutanfälle an.

Bernards Wutanfälle hatten mit etwa acht Monaten begonnen, als er bei der Persönlichkeitsentwicklung entweder die Lektion der Objektpermanenz übersprang oder die Vorstellung verweigerte, jemals einen Moment ohne das geliebte Objekt aushalten zu müssen, falls es die Chuzpe besaß, ihm abhandenzukommen. Vor und während der Entführung war das geliebte Objekt seine Mutter, und ihr Verschwinden – ob sie aufs Klo ging, kurz aus seinem Blickfeld geriet oder Bernard eine Sekunde zu lange die Augen schloss – löste Alarm bei ihm aus. Die Wutanfälle begannen mit dem Grummeln eines aufziehenden Sturms, während Bernard Luft holte, und bis er ausatmete, hatte er weitläufige Verwüstungen angerichtet: zerrissene Kleidung, blutige Nase, wunde, heisere Kehle. Als Bernard sprechen lernte, wurden die Anfälle seltener, aber

sie hörten nicht auf, sondern nahmen an Heftigkeit noch zu. Bei seinem letzten öffentlichen Wutanfall auf der Feier des Schwimmclubs am Nationalfeiertag war Bernard vor lauter Geschrei bewusstlos geworden, und der Bademeister musste den Notarzt rufen.

Jetzt bahnte sich wieder einer an, und Ruth und Phyllis tauschten einen Blick.

»Was soll ich tun?«, fragte Ruth.

»Kümmere dich nicht darum, geh einfach«, sagte Lipshe auf Jiddisch.

Aber Bernard, der zwischen ihnen stand und spürte, dass es zum Showdown kam, entfesselte sein Geschrei, und in Windeseile wurde die Entscheidung gefällt, dass Ruth ihn wenigstens zur Bank mitnahm, weil die Polizei dort wäre, für alle Fälle. (Der Plan wurde natürlich von den FBI-Agenten abgesegnet, die von den Wutanfällen, die sie diese Woche miterlebt hatten, ziemlich beeindruckt waren.) Also setzte Ruth Bernard auf den Rücksitz des Jaguars und fuhr zur Bank.

Sie konnte nicht denken. Sie hatte kein Bauchgefühl mehr. Ihre Welt stand kopf, und sie delegierte alle Entscheidungen an den nächsten Freiwilligen. Als sie die Bank betrat, saß Bernard auf ihrer Hüfte, die kleinen Beine um ihre Taille geschlungen. Im Büro des Filialleiters, der ihr Tee brachte und versuchte, Small Talk zu machen, hämmerte Bernard mit einem Lineal auf den Schreibtisch. Als der Filialleiter Bernard zurechtwies, schrie Ruth sie beide an. Unendliche dreißig Minuten später verließ sie die Bank mit einer großen Papiertüte, hastete zum Wagen und setzte Bernard auf den Rücksitz. Von dort fuhr sie zum John-F.-Kennedy-Flughafen, den Rückspiegel im Blick, laut schluchzend, aber mit erhobenem Kopf, wie ferngesteuert.

Sie parkte den Wagen und holte Bernard vom Rücksitz,

dann lief sie mit der großen Papiertüte und ihrem Sohn auf der Hüfte so schnell durch das Terminal, dass sie zweimal fast hinfiel. Nach dem zweiten Mal setzte sie Bernard ab und ließ ihn neben sich herlaufen. Dann stolperte sie ein drittes Mal, die Tüte fiel zu Boden, und Ruth hechtete vor Bernards Augen mit einem geschluchzten Schrei hinterher. Bernard weinte nicht, er reagierte nicht einmal.

In der Gepäckausgabe fand Ruth das richtige Karussell und legte die Tüte auf das stillstehende Fließband. Sie fürchtete, dass sie nicht genug Fragen gestellt hatte: Sollte sie die Tüte einfach hier liegen lassen? Sollte sie warten, bis jemand kam und sie abholte? Was, wenn ein Unbeteiligter die Papiertüte auf dem Gepäckband bemerkte, hineinsah, das kleine Vermögen entdeckte und die Tüte mitnahm, bevor die Entführer wussten, dass Ruth das Lösegeld abgeliefert hatte? Ruth sah sich auf dem Terminal um und versuchte die FBI-Agenten zu erkennen, die angeblich hier waren, aber sie konnte keinen identifizieren. Der schlafende Wachmann? Die Stewardess am Münzfernsprecher? Das Ehepaar mit den vier Teenagern, das sich nach dem Rückflug aus Rom wütend über verlorenes Gepäck beschwerte? Unmöglich. Wo sollten die Agenten so schnell die Uniform herhaben? Das Stewardessenkostüm? Echte Kinder? Niemand würde bei einer Entführung echte Kinder ins Spiel bringen. Oder?

Ruth war ratlos; sie hatte schreckliche Angst. Sie brauchte nur ein Nicken, einen Blick, eine minimale Bestätigung – Du machst alles richtig, Ruth! Weiter so, Ruth! Aber sie durfte die Leute nicht weiter anstarren, denn ja, vielleicht waren sie vom FBI oder der Polizei, aber genauso gut konnten sie die Entführer sein.

Ruth begann rückwärtszugehen, weg von dem Fließband, rückwärts, rückwärts, zwanzig Meter, bis sie sich umdrehte

und in Richtung Ausgang rannte. Was jetzt, dachte sie. Was jetzt. WAS JETZT.

Als sie draußen war und zurück zu ihrem Wagen lief, stieg eine Welle der Panik in ihr auf. Wie hatte sie zulassen können, dass Nathan heute in die Schule ging? Wie konnte sie den FBI-Leuten vertrauen, die offenbar nicht wussten, was sie taten? Sie sah über die Schulter auf ihren stummen, versteinerten Sohn. Wie hatte das FBI erlauben können, dass Ruth ihren vierjährigen Sohn mitnahm? Wegen eines *Wutanfalls*? Hatten sie solche Angst vor dem Wutanfall eines Kindes, dass sie es lieber mit zu einer *Lösegeldübergabe* schickten? Was waren das für Menschen? Was für Menschen leiteten diese Operation?

Sie sah auf die Uhr. Bald kam Nathan von der Schule, aber in ihrer Panik fürchtete Ruth, dass er zu Hause erst recht in Gefahr war! Obwohl das FBI da war, obwohl Phyllis da war! Ihre Kinder! Wie hatte sie Nathan zur Schule schicken können? Wollte sie denn alles verlieren? Sie hätte Carl zum Auto begleiten müssen!

Als sie den Wagen erreichte, klemmte unter dem Scheibenwischer ein liniertes gelber Zettel.

TWA TERMINAL 5 LAGUARDIA. GEPÄCKBAND 9.

Wieder sah sie sich verzweifelt um. Sie wollte ins Blaue rufen: Hallo! Hallo! Sie hielt Bernard so fest im Arm, dass er zu treten anfang. Mit einem Schrei, der gleichzeitig ein Flüstern war, fuhr sie ihn an: »Hör auf!« Jetzt fand sie es irritierend, dass Bernard nicht weinte, dass er keine Miene verzog, als sie ihn anschrie, und dann wurde ihr klar, dass sie es nicht nur irritierend fand, sondern sie wollte, dass er weinte, sie wollte, dass er mit ihr Angst hatte. Was ist er für ein Monster, dachte sie. Dann: Was bin ich für ein Monster?

Zum dritten Mal setzte Ruth Bernard auf den Rücksitz und fuhr vom JFK zum Flughafen LaGuardia am anderen Ende von Queens, im Rückspiegel nach Verfolgern Ausschau haltend, bis ihr der Gedanke kam, dass sie nicht einmal wusste, ob Verfolger gut oder schlecht für sie wären, weswegen sie vor lauter Angst überhaupt nicht mehr in den Rückspiegel sah und auf dem Grand Central Parkway zweimal fast einen Unfall baute, als sie versuchte, die Spur zu wechseln, ohne sich umzusehen, und der entsetzte Schrei, mit dem sie beide Male das Lenkrad herumriss, war nicht nur ein Ventil des Schrecks über den Beinahe-Zusammenstoß, sondern auch das kehlige Brüllen eines Menschen, der sich fünf Tage lang zusammengerissen hatte und jetzt völlig durchdrehte.

Sie erreichte LaGuardia und parkte, dann lief sie wieder mit Bernard durch den Flughafen und sah sich um – nach was? Ihrem fingerlosen, ohrenlosen Ehemann? Seiner Leiche?

Nichts. Da war nichts. Sie suchte die Gepäckausgabe, nur um festzustellen, dass es im TWA-Terminal kein Gepäckband 9 gab. Sie drehte sich von links nach rechts um die eigene Achse, in der Hoffnung, jemanden zu erkennen – in der Hoffnung, jemandem, der sie im Auge hatte, ein Notsignal zu senden. Sollte das FBI nicht immer in ihrer Nähe sein?

Bernard war immer noch stumm wie ein Fisch.

Sie kehrte zum Parkplatz zurück. Ihr wurde klar, dass sie keine Ahnung hatte, wer den Zettel unter den Scheibenwischer geklemmt hatte – die Entführer oder vielleicht das FBI? Schrieben Entführer ihre Zettel nicht eigentlich mit ausgeschnittenen Buchstaben? Waren FBI-Agenten für ihre schlechte Rechtschreibung bekannt? Siehst du? Völlig durchgedreht!

Ihr blieb nichts anderes übrig, als nach Hause zu fahren. Sie setzte Bernard auf den Rücksitz und machte sich auf den Weg

nach Middle Rock, schluchzte jämmerlich auf dem ganzen Weg, und als sie zu Hause ankam, warteten Phyllis und Lipshe auf dem Kiesweg, plus zwölf weitere FBI-Agenten, plus die örtliche Polizei, die ebenfalls wieder angerückt war. Alle kamen zum Auto. Mit weichen Knien stieg Ruth aus und bereitete sich auf das unabwendbare Ende vor, nämlich, dass ihr Ehemann tot war.

»Was?«, fragte Ruth. »Was? Was!« Sie schrie immer wieder »was, was, was«, bis Leslie kam und sie auf einen Stuhl setzte und jemand ein Glas Wasser brachte. Ruth hörte jemanden weinen. Nathan war da und hielt sich an Bubby Lipshe fest.

Phyllis nahm Ruths Hände.

»Wir haben ihn«, sagte sie mit tiefer zitternder Stimme.
»Wir haben ihn!«

Was passiert war: Zehn Minuten, nachdem Ruth das Geld abgeliefert hatte, wurde Carl in schmutzigen Kleidern, die mit Erbrochenem und Blut und Fäkalien verschmiert waren, sich windend und würgend vor der Toilette einer Mobil-Tankstelle auf dem Mittelstreifen des Northern State Parkway abgeladen. Bei dem Geschubse hatte sich Carls Augenbinde gelockert, und zum ersten Mal seit fünf Tagen gelang es ihm, sie abzustreifen. Die Sonne traf ihn zu schnell und zu hart, und er hatte das Gefühl, er würde blind. Als er im gleißenden Sonnenlicht allmählich wieder Formen ausmachte, kam mit gezogener Waffe ein State Trooper auf ihn zu, der eigentlich an der Tankstelle war, um Raser zu stoppen. Dann sah der Trooper Carls Handschellen, steckte die Waffe wieder ein und rief Verstärkung und einen Rettungswagen.

Dreißig Minuten später fuhren Leslie und die beiden Johns mit Ruth und Phyllis zum Long Island Jewish Hospital, wo Carl von einem Ärzteteam, mehreren Notaufnahmeschwestern und einem Psychiater versorgt wurde. Phyllis und

Leslie warteten im Aufenthaltsraum bei Ruth, die so fürchterlich weinte, dass ihr Zwerchfell die Kontrolle übernahm, jeden Schluchzer einleitete und jedes Wort erstickte. Ruth hatte lange gedacht, ihre Eheschließung hätte ihr Leben in ein Vorher und ein Nachher eingeteilt – in das Leben als Mädchen und das Leben als Frau, das Leben in Armut und das Leben in Reichtum –, doch jetzt wusste sie, dass die Teilung an ihrem Hochzeitstag nur *angefangen* hatte. In Wirklichkeit war der Bruch selbst ein riesiges Ding, das ihre Hochzeit und die Geburt ihrer Kinder einschloss und erst in diesem Moment endete, als Ruth hier in dem Aufenthaltsraum saß und Carl zwei Flure weiter lag, die Zukunft ungewiss, und dass genau hier die wahre Teilung ihres Lebens begann: in das Leben vor der Entführung und das Leben danach.

Eine Stunde später durfte Ruth zu ihrem Mann, der geschunden und sediert im Bett lag. Sie weinte und küsste seine Ohren und Finger, die alle noch da waren, auch wenn Carl nicht wusste, warum sie das tat. Er sah sie durchdringend an, suchte nach etwas in ihren Augen.

»Die Kinder?«, fragte er mit einem Schluchzer, der wie Husten klang. »Sie sagen mir nichts. Sie wollen nicht ...«

»Sie sind zu Hause bei meiner Mutter«, sagte Ruth.

»Geht es ihnen gut? Sind sie gesund? Geht es dir gut?«

»Es geht uns gut, Carl, es geht uns gut. Du warst es, der ...« Aber sie sprach nicht weiter. Es würde noch lange dauern, bis ihr das Wort über die Lippen ging.

Als Zweite wurde Phyllis hereingelassen, was sie verdross. Sie nahm Carls Hand und starrte mit übertriebener Zurückhaltung zu Boden, bis Ruth, die wie betäubt in der Nähe stand, verstand, dass Phyllis mit ihrem Sohn allein sein wollte. Ruth hatte nicht mehr die Energie zu widersprechen, also verließ sie das Zimmer und hörte im Gehen, wie Phyllis sich über Carl

beugte, der zu weinen anfang, und sagte: »Hör gut zu, Bubele. Das ist nur deinem Körper passiert. Das ist nicht *dir* passiert. *Lass es nicht herein.*«

Nach zwei Tagen zur Beobachtung im Krankenhaus kehrte Carl nach Middle Rock zurück, allerdings nicht in das Haus auf dem St. James Drive. Phyllis quartierte Carl und Ruth und die Kinder für den Rest von Ruths Schwangerschaft in einem der geräumigen Verwalterhäuser auf ihrem Anwesen ein, weil sie auf keinen Fall auf den St. James Drive zurückkehren konnten und sie nach Carls Martyrium und seinen Folgen wussten, dass noch mehr Stress nicht gut für Ruth oder das Baby wäre. Phyllis gab Arthur den Auftrag, Carls und Ruths Tudor-Villa auf den Markt zu stellen, und Ruth war zu erschöpft, um zu protestieren.

Nathan und Bernard bekamen ein Zimmer im oberen Stock des Verwalterhauses, und Phyllis und Ruth behielten sie die nächsten Tage im Auge. Sie waren sich einig, dass es das Beste für die Kinder war, wenn sie aus dem, was passiert war, kein großes Theater machten, sondern dafür sorgten, dass die ganze schreckliche Sache möglichst schnell Geschichte wurde. Ruth schickte die Kinder weiter zur Schule und zu Mrs. Annette und bat die Lehrerinnen und Erzieherinnen, den Kindern keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken – um gemeinsam mit den Fletchers den beiden kleinen Jungs die Botschaft zu vermitteln, dass alles in Ordnung sei, dass nichts passiert sei, dass alles gut ausgegangen sei, wie immer.

Und es schien zu funktionieren. Alles schien in Ordnung zu sein. Es schien den Kindern besser zu gehen. Außer dass Nathan in der Pause nicht mehr hinausging und eine bestimmte, engagierte Lehrerin bei ihm im Klassenzimmer bleiben musste, wo er sich unters Fenster setzte, damit ihn von draußen niemand sah. Und dass Bernard neuerdings das Bett nässte. Aber ansonsten ging es ihnen gut.

Die Fletchers gaben sich große Mühe, die Normalität in ihrer Welt wiederherzustellen. Phyllis begann mit der Planung eines Hauses auf dem Anwesen, in das Carl und Ruth und die Kinder dauerhaft einziehen konnten. Ruth willigte schließlich ein, weil sie einsah, dass Carl sich in dieser Zeit vor großen Entscheidungen scheute und dass Phyllis mit ihrem unerschütterlichen Selbstvertrauen immer wusste, was für alle das Beste war. Nach einer Weile nahm Ruth ihre Fitness-Runden mit Linda Messinger wieder auf und zeigte sich bei der Hadassah-Bowling-Liga. Phyllis ging wieder zu den monatlichen Sitzungen der Historischen Gesellschaft. Und dann im Oktober, wie eine triumphierend zum Himmel gereckte Faust, brachte Ruth ihr Kind zur Welt: Jennifer Suzanne Fletcher – Jenny –, eine Tochter.

In der Zwischenzeit der merkwürdigste Punkt: Bei den Ermittlungen des FBI führten alle Behauptungen, die der Entführer am Telefon gemacht hatte, in Sackgassen. Es gab keine Hinweise auf die Existenz einer Organisation namens Freiheitskämpfer des Kalifats Palästina im Jordantal. Es gab keinen gemeldeten Bombenanschlag auf die Jewish Claims Conference in Tulsa, weder im Februar noch sonst irgendwann. Es gab keine Hamish Middle School in Los Angeles oder sonst wo. Und falls im Januar ein Rabbi namens Shlomo Richtstad hingerichtet worden war, gab es weder Berichte darüber noch eine Shaare-Jacob-Gemeinde, die um ihn trauerte.

Dann, nur drei Wochen nach Carls Heimkehr, erhielt das FBI den Tipp, dass ein paar der markierten Scheine in einer Dairy-More-Filiale in Maryland aufgetaucht waren. Zwei Wochen später wurde nach einem Undercover-Einsatz der Lastwagenfahrer Drexel Abraham festgenommen, der sechzehn Monate vor Carls Verschwinden für Consolidated Parking Solutions Ltd. gearbeitet hatte. Davor hatte er zehn

Jahre im Gefängnis gesessen, eine lange Strafe für eine kurze Verbindung zu einer Schwarzen Miliz in Oakland 1967. Bei seiner Entlassung aus dem Gefängnis stellte er fest, dass die Revolution, der er sich angeschlossen hatte, zu Ende gegangen war, bevor sie begann, dass die aufregende Bewegung, die ihn von der Miliz überzeugt hatte, sich aufgelöst hatte, dass die Hippies inzwischen Yuppies waren und das Ziel nicht mehr in Gerechtigkeit bestand, sondern in Gier und dem guten alten Überleben.

Drexels Polizeiakte reichte, um das FBI schon früh auf seine Spur zu setzen; es machte die Sache für ihn auch nicht besser, dass er drei Wochen vor der Entführung gekündigt hatte und zwei Tage nach der Entführung nach Maryland umgezogen war. Bei der Durchsuchung seiner Wohnung fand man 9.479 Dollar in eben jenen markierten Scheinen, die Ruth in einer Papiertüte über die Spring Avenue Road getragen hatte. Im Schwall seines Geständnisses kam heraus, dass Carl die ganze Zeit in einem kaum genutzten Teil des Kellers seiner eigenen Fabrik gefangen gehalten wurde, in einem Raum, in dem die Bestände verschiedener Epoxide lagerten, die inzwischen verboten waren.

In seiner eigenen Fabrik.

Keiner konnte fassen, dass Carl die ganze Zeit direkt vor ihrer Nase gewesen war: das FBI, das nicht auf die Idee gekommen war, die Fabrik zu durchsuchen; Phyllis, die sich fragte, ob sie an Carls Schicksal schuld war, weil sie ihn damals nach dem plötzlichen Tod seines Vaters gezwungen hatte, die Fabrik zu übernehmen; Ruth, die den Gedanken nur schwer ertrug, dass sie die ganze Zeit den Schlüssel zu Carls Aufenthaltsort gehabt hatte und dass die Welt doch nicht so groß war wie gedacht; und nach seinem schockierten Gesicht zu urteilen auf jeden Fall Ike Besser, der Werksleiter, der seinen

Freund und Chef jeden Tag, den er vermisst wurde, tapfer in der Fabrik vertrat, um die Geschäfte weiterzuführen, und der außerdem Drexel Abraham eingestellt hatte. Ike hatte von Drexels Vorstrafe gewusst, aber im Einklang mit dem Zeitgeist hatte er gedacht, dass jeder eine zweite Chance verdiente.

»Das verzeihe ich mir nie«, sagte Ike zu Carl, als er ihn zu Hause besuchte. »Dass du die ganze Zeit da unten warst.« Seine Augen wurden feucht. »Gefangen wie ein Tier. Das verzeihe ich mir nie, Carl.«

»Woher hättest du das wissen sollen?«, sagte Carl. »Ich habe es ja selbst nicht gewusst. Dieselbe Luft, die ich mein Leben lang geatmet habe, und ich habe es nicht gewusst.«

»Es tut mir so leid«, sagte Ike und schlug sich die Hände vors Gesicht. »Es tut mir so leid.«

Der Bezirksstaatsanwalt riet Carl, Drexel Abraham eine reduzierte Haftstrafe anzubieten, wenn er ihnen den zweiten Entführer nannte, den sie für den eigentlichen Drahtzieher hielten. Schon nach einem Verhör war klar, dass Drexel nicht das Zeug hatte, einen Plan wie diesen auszuhecken und durchzuführen. Aber Phyllis war strikt dagegen. Phyllis, die immer dabei war, wenn es um Carls Martyrium ging, beharrte darauf, dass sie andere Wege habe, den Schuldigen zu finden; sie werde nicht zulassen, dass Drexel Abraham auch nur einen Tag früher als dem Gesetz geschuldet auf denselben Straßen wandelte wie ihr Sohn.

Dann, nur wenige Tage später, kam die Nachricht, dass in Maryland weitere markierte Scheine aufgetaucht waren, als Drexels Bruder Lionel Abraham, der als Wachmann in einem Krankenhaus arbeitete, damit einen gebrauchten Datsun erwarb. Die Polizei durchsuchte Lionels Wohnung und fand 13.587 Dollar in einer alten Royal-Dansk-Keksdose im Schlafzimmer. Lionel wurde sofort verhaftet, und nach drei

Tagen Schlaf- und Nahrungsentzug in einem fensterlosen Verhörraum gab er zu, Carls Entführung geplant zu haben.

Drexel und Lionel Abraham wurden wegen erpresserischen Menschenraubs verurteilt. Sie erhielten die Höchststrafe von fünfundzwanzig Jahren, und Drexel bekam fünf weitere Jahre wegen Behinderung der Justiz, weil er seinen Komplizen gedeckt hatte. Nach der Urteilsverkündung gingen die Fletchers nach Hause, um Pessach zu feiern und sich zu freuen, dass sie jetzt frei waren, für viele Jahre jedenfalls.

Dabei hätten sie sich wegen der Länge der Strafen keine Sorgen machen müssen. Drexel starb drei Jahre nach Haftantritt bei einem Gefängnisaufstand, als er von der zufallenden Tür seiner Zelle erschlagen wurde. Nur achtzehn Monate später erlag sein Bruder Lionel einem rapiden, unerkannten Fall von Bauchspeicheldrüsenkrebs.

Zwei Jahre später kam das FBI zu Ruth und Carl nach Hause, um ihnen zu erklären, dass alle Fährten zum Rest des Geldes kalt seien. Es gab keine Spur, und sie würden den Fall offiziell schließen. Carl heuerte einen Privatdetektiv an, einen ehemaligen Mossad-Agenten, der ihm als Gal Plotkin vorgestellt wurde, um alle größeren Bargeldbewegungen um Long Island und Maryland, wo Drexel und Lionel gefasst worden waren, zu überwachen. Irgendwie hatte Carl das Gefühl, solange das Geld noch da draußen war, war die Gefahr noch nicht gebannt.

Aber alles andere verkraftete er unglaublich gut. Er arbeitete in der Fabrik, dem Epizentrum seiner Gefangenschaft. Er *funktionierte*. Er saß abends am Esstisch, und vielleicht starrte er manchmal vor sich hin, aber es ging ihm gut. Das Ganze war nur seinem Körper passiert, nicht ihm.

Einen Monat nach der Entlassung aus dem Krankenhaus ging Carl wieder ins Büro, wo keiner seine Abwesenheit an-

sprach, und der einzige Moment, der an das Geschehene erinnerte, war, als Hannah Zolinski ihm den Kaffee auf den Tisch stellte und so heftig zu schluchzen anfang, dass sie kein Wort herausbrachte. Carl stand auf, klopfte ihr auf die Schulter und sagte: »Na, na. Jetzt ist es vorbei. Schon gut. Es ist alles vorbei.«

Fletchers Verschwinden, wie die Entführung genannt wurde, war die dritthöchste Lösegeldforderung in der Geschichte des Landes bis dahin. Die zweithöchste waren 650.000 Dollar für die gekidnappte Ehefrau eines IBM-Managers 1978; die höchste waren eine Million Dollar für die neunjährige Tochter eines Senators 1974, deren Entführung mit einem Schusswechsel endete, bei dem der Kidnapper starb, während das Mädchen nach der schlimmen Geschichte taubstumm blieb, aber sie kam in eine ausgezeichnete Einrichtung, in der sie wie zu Hause lebte, nur ohne Familie. Die Nachricht von Fletchers Verschwinden landete mit Fotos von Carl beim Verlassen des Krankenhauses in zwei großen Zeitungen, vier Regionalsendern und einem überregionalen Nachrichtenmagazin zur Primetime.

»Da ist ein Dibbuk im Getriebe«, sagten die Fletchers, wenn in der Fabrik eine Maschine streikte, ein Spruch, den Carls Vater Zelig aus Polen mitgebracht hatte. Der Ausdruck war eine Kreuzung von Zeligs Arbeitswelt und den schaurigen Märchen aus den jüdischen Ghettos über Dinge, die unerklärliche Zufälle abwehren oder auslösen konnten, von der Ameiseninvasion in der Zuckerdose bis zur Ermordung deiner Geschwister durch die Kosaken. Nach der Überlieferung ist ein Dibbuk eine elende Seele, die nicht in den Himmel aufsteigen kann, um Ruhe zu finden, sondern auf der Erde wandelt und in den Körper eines anderen Menschen schlüpft, dessen Seele sie verdrängt, um ihre letzten Aufgaben zu verrichten. Wenn

in der Fabrik ein Kessel ausfiel, sagte Zelig, es sei ein Dibbuk im Getriebe. Wenn mehrere Kabel in kurzem Abstand rissen, war ein Dibbuk im Getriebe.

Es war Carl, der den Spruch in die Familie einführte und seine Bedeutung auf zu Hause übertrug: Wenn bei Gewitter der Strom ausfiel, war ein Dibbuk im Getriebe. Oder wenn ohne Grund der Wecker nicht klingelte. Oder wenn Nathan vor Stottern keinen Satz herausbrachte. Oder wenn die Schule wegen Bernards Benehmen anrief. Oder wenn Jenny sich weigerte, die Dinge zu tun, die Ruth zufolge jedes Mädchen gerne tat: Shopping, Make-up, Backen. Oder der Streit, den Bernard später den Großen Nächtlichen Nasen-OP-Krieg von 1998 nannte. Immer, wenn Dinge schief liefen, als Physik und Logik erklären konnten, war ein Dibbuk im Getriebe.

Irgendwann wurde auch die Entführung dazu herabgestuft: eine kurze Phase, in der ein Dibbuk im Getriebe war. Ein Ärgernis, ein Rückschlag, eine Fußnote in der Familiengeschichte. Ein Engpass, wie damals, als Bernards Blinddarm platzte, oder der Holocaust. Gehörten sie nicht zu einem Volk, das solche Dinge hinter sich ließ und in die Zukunft blickte und glücklich wurde? Das Martyrium war vorbei. Es war nur Carls Körper passiert. Es war nicht ihm passiert.

Das Motto schien zu funktionieren. Und wie die Fletchers vorankamen! Der Baum, den sie gepflanzt hatten, trug Früchte. Nathan war der erste Fletcher, der einen Hochschulabschluss machte. Er verließ Middle Rock (widerwillig), um an der Brandeis-University zu studieren, wo er eine üppige jüdisch-amerikanische Schönheit kennenlernte und heiratete, und dann zog er mit ihr zurück nach Middle Rock und arbeitete als Anwalt für Bodenrecht in der Kanzlei seines Onkels Arthur Lindenblatt in Manhattan.

Beamer, wie Bernard genannt wurde, besuchte nach einer

legendären Highschool-Karriere, in der er fast ein Viertel seines Jahrgangs entjungferte, die Filmschule der NYU. Er wurde ein mäßig erfolgreicher Drehbuchautor, vor allem mit einer Actionfilm-Trilogie, die bis heute hin und wieder auf kleinen Kabelsendern läuft (und manchmal auf Bezahlsendern, aber nur den weniger namhaften und auch nur spätnachts). Mit fünfunddreißig heiratete er eine sechszwanzigjährige nichtjüdische Schauspielerin, die er bei den Dreharbeiten des zweiten Teils der Trilogie kennengelernt hatte und mit der er inzwischen zwei Kinder hat.

Jenny, das einzige Kind der Fletchers, das zum Zeitpunkt der Entführung noch nicht geboren war und nie auf dem St. James Drive gelebt hatte, außer als Embryo, verließ Middle Rock noch am Abend ihrer Highschool-Abschlussfeier. Sie machte ihren Bachelor an der Brown University und kam so gut wie nie nach Hause, außer manchmal an hohen jüdischen Feiertagen oder zur Beschneidung eines ihrer Nefen. Sie zeigte besondere Fähigkeiten in mehreren Fächern und wurde für hochbegabt erklärt, bevor das Wort privilegiert hieß, statt nur gescheit. Jenny war National-Merit-Stipendiatin, Mitglied von Phi Beta Kappa, der Star ihrer Basketballmannschaft (dank ihrer übernatürlichen jüdisch-riesenhaften Größe von einem Meter fünfundsiebzig), war zweimal Model-UN-Champion und gewann im Wissenschaftswettbewerb der Highschool so viele Goldmedaillen, dass eine ingenieurwissenschaftliche Denkfabrik sie direkt von der Schule anwerben wollte. In der Schule war Jenny Mitgründerin des Robotik-Clubs, einem Fach, das in den USA damals noch in den Kinderschuhen steckte (das Robotik-Team der Middle-Rock-Highschool landet bis heute bei landesweiten Wettbewerben regelmäßig an der Spitze). Und sie spielte Cello, und sie hatte in der Mittelstufe als Mary im Musical *Der geheime*

Garten solchen Erfolg, dass im Publikum die Frage laut wurde, ob die Schule jetzt Profis engagierte. Das Letzte, was man von ihr hörte, war, dass sie aus irgendeinem Grund in New Haven, wo sie studiert hatte, für die Gewerkschaft arbeitete und inzwischen einen verantwortungsvollen Posten innehatte. Falls ihre Berufswahl die Leute überraschte – das Sozialistische, aber auch das Mittelmäßige daran –, überraschte niemanden ihr Erfolg. Es gab nichts, was Jenny anfang, worin sie nicht brillierte.

Ruth und Carl blieben bei Phyllis auf dem Anwesen hinter dem hohen weißen Zaun – der inzwischen natürlich elektrisch war –, hatten das Schlimmste im Leben hinter sich und blickten nie zurück.

Sie hatten Glück, die Fletchers. Das Schicksal meinte es gut mit ihnen. Sie nutzten jeden Vorteil, der sich ihnen bot, schritten unbeirrbar voran in eine sichere Zukunft voller Hoffnung und Erfolg, die Straßen mit Gold gepflastert, die früheren Rückschläge und Niederlagen platt gewalzt, ohne Konsequenzen. Die Fletchers waren die strahlende Verwirklichung des jüdisch-amerikanischen Traums, eine Familie, die sich den Teller füllen konnte mit allem, was das Land zu bieten hatte.

Das ist natürlich kein schreckliches Ende; es war das denkbar beste Ende einer schrecklichen Geschichte. Aber das Leben war noch nicht vorbei, und zum Teil hatte das, was dann kam, auch damit zu tun, dass die Fletchers glaubten, sie hätten ihre Zeit abgesessen – dass das, was sie durchgemacht hatten, ein Vorschuss war, den sie geleistet hatten, um einen ewigen Sonnentag zu genießen. Dass ihnen nach dem, was sie erduldet hatten, die Sicherheit und das Glück, mit denen sie gesegnet waren, *zustanden*, wie eine Art von Kompensation. Carl Fletcher war entführt worden, und die Entführung hatte die

Familie nicht nur nicht zugrunde gerichtet; nein, die Entführung war zum Symbol für die Stärke der Familie geworden, für ihre Fähigkeit, sich in der Welt zu behaupten. Die Fletchers hielten durch, sie waren ein leuchtendes Beispiel für alles, was man sich für eine Familie wünschen konnte, sie marschierten im Gleichschritt voran auf dem Weg zu Glück und Erfolg.

Aber das Problem war, dass sie keinen Moment innehielten, um darüber nachzudenken, was der Rest von uns wusste, nämlich, dass nicht sie die Bedingungen für Sicherheit und Glück aufstellten – dass Sicherheit und Glück möglicherweise nicht per Vorauszahlung funktionierten. Das Glück interessiert sich nicht für deine Pläne. Du kannst es nicht ansparen wie Israel-Anleihen. Je mehr du dich darauf verlässt, dass es sich selbst finanziert, desto unsicherer und tückischer sind seine Erträge.

Aber was willst du machen? So sind die Reichen.

Teil 1

Family Business

Deine Zukunft heute

Dann, eines Morgens Ende September, es ist erst wenige Jahre her, starb Phyllis Fletcher. Es war kurz nach Jom Kippur, dem Versöhnungsfest, und sie lag im Wohnzimmer in ihrem Ehebett, das zwei Gärtner für sie nach unten geschleppt hatten. Bei ihr waren ihr Sohn Carl, ihre Tochter Marjorie, ihre Schwiegertochter Ruth und eine gedrungene, streitlustige Palliativpflegerin, die Phyllis aus der Tiefe ihrer gegenseitigen Spleens hasste. Phyllis' undankbare Enkel steckten weiß Gott wo, und obwohl sie wegen der sterbebegleitenden Medikamente nicht ganz bei sich war, merkte sich Phyllis ihre Abwesenheit. Die Sonne schien, und die Vögel sangen wie an jedem anderen Tag, und als die Uhr zehn schlug, stieß Phyllis einen letzten leisen, antiklimaktischen Atemzug aus, der nichts von ihrer legendären Persönlichkeit verriet, und erlag der Autoimmunerkrankung, die sie im letzten Jahr befallen hatte und die nun endlich, endlich Phyllis' Klammergriff vom Leben löste. Phyllis war dreiundneunzig oder achtundachtzig Jahre alt.

Ruth führte Carl aus dem Zimmer, setzte ihn in die Küche, und dann machte sie alle nötigen Anrufe. Erst Nathan, dann Jenny, und dann, weil es noch früh in Kalifornien war und sie nicht riskieren wollte, Beamers Frau am Apparat zu haben, rief sie den Rabbi an.

»*Baruch dayan ha'emet*«, sagte der Rabbi. »Sie war eine Naturgewalt.«

»Ja«, sagte Ruth, und beide schwiegen einen feierlichen Moment. Der Moment enthielt ein halbes Jahrhundert geteilter Furcht. Als er vorbei war, begannen sie, die Vorbereitungen zu treffen.

Schließlich wählte Ruth die Handynummer ihres mittleren Kindes, aber sie erreichte nur Beamers Mailbox. Sie versuchte es noch einmal, bevor die Stunde um war. Dann versuchte sie es ein drittes Mal.

Drüben in Los Angeles hörte Beamer Fletcher das lautlose Vibrieren aus der Ferne – sein Handy, ein Organ, das seinem Zugriff entzogen war, aber auch ohne seinen Körper weiter existierte –, und er nahm richtig an, dass seine Mutter an diesem Morgen zum dritten Mal anrief, was er schon unter normalen Umständen ignoriert hätte, und unter diesen erst recht: nackt und gefesselt auf dem Teppich des Radisson Airport Hotel in Los Angeles, wo ihn zwei Frauen, die er für diese Aufgabe bezahlte, abwechselnd auspeitschten, demütigten, anal penetrierten und anderweitig quälten, wie jeden Dienstagmorgen um halb zehn. Doch aus irgendeinem Grund konnte er sich heute schlecht konzentrieren.

Die zwei Frauen hatten ihr Werk erst vor dreißig Minuten begonnen. Als er das Zimmer betrat, hatten sie ihm sechs Tabletten gegeben: vier Ambien, eine sechseckige Graue, die Geheimnis und Abenteuer versprach, und eine in leuchtendem Orange, wer weiß wofür, aber auf jeden Fall ein hübscher Farbtupfer! Er nahm alle auf einmal, spülte mit Wodka nach, dann legte er sich rücklings auf den widerlichen Hotelteppich. Die Frauen, von denen eine Lady hieß, den Namen der anderen hatte Beamer vergessen, hatten ihn wie einen Pfannkuchen gewendet und dann gefesselt, während sie hier und da (und dort) auf seine nackte Haut klatschten und ihn an den Haaren zogen. Nebenbei küssten sie einander cinemaxreif, während

er gefesselt zusah und, weil er sich nicht befreien konnte, den Boden zu begatten begann, um die größtmögliche Demütigung zu erzielen, denn das war alles, was der arme Beamer von der Sitzung wollte. Das, und ein guter, tiefer Blackout, und er würde den Vormittag als Erfolg verbuchen.

Aber Blackouts kamen nicht einfach so. Wie alles, was auf der Welt erstrebenswert ist, verlangen sie harte Arbeit und Konzentration, und obwohl es noch so früh am Morgen war, wusste Beamer, dass er es heute nicht in sich hatte. Er hatte es schon beim Aufstehen gespürt; er hatte es gespürt, als er auf der Bettkante saß, im Handy nach der Nachricht suchte, auf die er wartete, sich nervös nach seiner noch schlafenden Frau umsah, die sich feindselig (selbst im Schlaf war sie feindselig!) von ihm weggedreht hatte; er hatte es gespürt, als er die Einstellungen überprüfte, um auszuschließen, dass das Handy im Flugzeugmodus war, aber feststellte, nein, nichts zu machen, es waren keine neuen Nachrichten da. Jetzt war er ratlos und verzweifelt und bis ins Mark erschöpft, ein Gefühl, das er (wenn er Drogen nahm) selten hatte, und er hätte die Sitzung am liebsten beendet und die Frauen bezahlt und sich wieder zu Hause ins Bett gelegt, bis er am Nachmittag das Meeting mit den Produzenten hatte. Er war sowieso nur hergekommen, weil es unhöflich war, in letzter Minute abzusagen.

Genau genommen war er am Morgen mit der Erkenntnis aufgewacht, die ihm wie ein Backstein im Magen lag, dass in dem Nachrichtenvakuum auch die Tatsache steckte, dass sein Agent nicht zurückrief, dem er vor vier vollen Tagen eine Nachricht im Büro hinterlassen hatte, und dann noch einmal gestern. Kein Weltuntergang, oder? So was kommt schon mal vor, oder? Aber wenn dein Agent die erste Frühwarnstufe für deinen beruflichen Erfolg ist, spricht ein fünf Tage lang unbeantworteter Anruf nicht gerade für die Blüte und Kraft

deiner Karriere. Es spricht nicht dafür, dass du ein gefragter Drehbuchautor bist! Es spricht nicht *nicht* dafür, dass deine Karriere den Bach runtergeht. Wenn der Glaube deines Agenten an seinen Erfolg direkt verknüpft ist mit seinem Glauben an dich und dein Talent, dann ist ein Anruf, der fünf Tage unbeantwortet bleibt – ebenso wie die Erinnerung an seinen letzten Rückruf vor einem Monat wegen deiner Bitte, dich für einen Drehbuchauftrag vorzuschlagen, die Tatsache, dass sein Rückruf gar kein Rückruf war, sondern eine Textnachricht, und nicht einmal eine richtige, sondern nur ein hochgereckter Daumen am Kästchen mit deiner Nachricht, in der du ihn nicht um sein Okay gebeten hast, sondern um eine Antwort in einem ganzen Satz – nein, das ist nicht gut.

Das alles half natürlich nicht, als Beamer versuchte, die Welle des Zeugs zu reiten, das ihm die Frauen gegeben hatten, durch die totale Erniedrigung in die Auflösung. Er hatte Erfahrung mit Grübeln und Gedankenspiralen, und so beschloss er, zu meditieren, wie seine Frau Noelle ihm neulich geraten hatte (jetzt nicht an Noelle denken). Beim Meditieren ging es darum, im Hier und Jetzt zu sein, also hob Beamer den Kopf, um sich seinem Hier und Jetzt zu stellen.

»Steh auf, du Stück Scheiße«, sagte sein Hier und Jetzt – Lady – zu ihm.

Die Nutten aus Beamers Schulzeit in dem komischen Bordell über der Zahnarztpraxis auf der Spring Avenue Road waren überwiegend Russinnen und Polinnen, was damals in Ordnung gewesen war, aber später ließ sich Beamer am liebsten von Frauen demütigen, die angelsächsisch und protestantisch waren und aussahen wie die überraschten Hausfrauen in den Pornos, auf die er stand. »Huch, was machen *Sie* denn hier? Ich wollte noch schnell einen Kuchen backen, bevor die Kinder nach Hause kommen! Hal-!o!« Doch als er einund-

zwanzig, fünfundzwanzig, fünfunddreißig wurde – inzwischen war er zweiundvierzig – und seine eigene angelsächsische Protestantin heiratete, die Noelle hieß (nein, jetzt nicht an Noelle denken!), entwickelte sich sein Geschmack zu einem dritten Typus weiter. Weil Noelle inzwischen seinen Ist-Zustand definierte, suchte er nach dem Gegenteil von Noelle: schlampig, wo Noelle ordentlich war; schmutzig, wo Noelle gepflegt war; ein Anus, warm und lila und einladend, wo Noelles rosa wie ein Ballett-Tutu war, haarlos, empört zusammengekniffen und so gut wie versiegelt. Es gab kein eindeutiges kategorisches Wort für diesen neuen Typus, und erst recht nicht für Lady und wen immer sie zur heutigen Dienstagssitzung mitgebracht hatte; aber wenn er sie beschreiben müsste, würde er sagen, sie existierten alle unter der Kategorie *echt*, ein Wort, das beim Casting benutzt wurde, wenn etwas wie »abgehalftert« oder »fett« gemeint war: jemand »Echtes« zu casten, hieß, jemanden für einen einmaligen Auftritt zu casten.

Aber nicht hier. Beamer und Lady trafen sich seit Jahren, Lady mit ihrem glatten Haar, das ihr braun und schwer vom Mittelscheitel auf die Schultern hing, wo es heller wurde, dann in Knallblau übergang und fuchsiapink endete, die Spitzen von jeglicher Brünettheit reingewaschen; ihre mattblauen Augen waren auf eine Art opak, die es nur bei blauen Augen gab, die das Ergebnis von blauen Kontaktlinsen auf braunen Augen waren. Ihr breiter Mund mit den kleinen Falten an den Seiten, wie Echos oder Klammern; ihre ahornsirupbraunen Brustwarzen, eine spitz wie ein Hexenhut, die andere flach wie ein Baumstumpf; ihr warmer Körper (nein! nicht an die Kaiserschnittnarbe denken!); ihre Willigkeit; ihre Hemmungslosigkeit; das stachelige Hundehalsband, das sie ihn einmal zu tragen gezwungen hatte; die Art, wie sie zu ihm aufsaß, wow, Big Daddy; ihr köstlicher Anus. Doch über diese konkreten

Aspekte hinaus hatte er keine Lust, über Lady nachzudenken, so wie man eigentlich nicht gern darüber nachdenkt, wo der Kaffee herkommt, den man trinkt.

Und jetzt dieser Neuzugang im alten Radisson, Beamer hatte ihren Namen vergessen, aber mein Gott, sie war heiß. Es war nicht das erste Mal, dass Lady eine Freundin mitbrachte; manchmal war es eine aufregende Überraschung, manchmal eine Katastrophe, was auch eine aufregende Überraschung war. Die Neue trug eine rote Perücke und einen blauen Plastik-BH, und ihr fehlte ein Zahn, und allein von der Zahnlücke hatte er einen steinharten Ständer – seine Erektion war ein Komet! –, wie sie lächelte, ohne die Zahnlücke zu verbergen, wie sie laziv die Zunge durch die Lücke schob, als wäre eine Zahnlücke ein universelles Sexsymbol, etwas unweigerlich Verführerisches, und kein Makel, den man für viele tausend Dollar behob und kaschierte.

Dabei, mein Gott, wenn er die Lücke jetzt so sah, war sie wirklich sexy. *Unfassbar* sexy. Viel mehr Menschen sollte ein Schneidezahn fehlen! (Nicht daran denken, wie Noelle mit einem fehlenden Schneidezahn aussähe; nicht daran denken, wie Noelle dir einen Schneidezahn ausschlägt.) Er hätte sich nicht träumen lassen, welche Wirkung die Zahnlücke auf den rasenden Tornado in seinem Skrotum hatte, wie er den Samen sprudeln und hochschießen spürte, mit wachsendem Tempo, wie eifrig sich die winzigen gallertartigen Paisley-Blasen aufreiheten, um zur Feier der Zahnlücke zu explodieren, ein ganz neues Bild für Beamer, an das er in ein paar Stunden denken konnte, in seinem Meeting im Filmstudio, oder heute Abend am Computer, oder noch später beim Abendessen, oder wenn er danach romantisch und respektvoll und vollkommen normal seine Frau begattete (falls sie ihn heute Abend ranließ) – ein neues Bild, auf das er zurückgreifen konnte, wenn er sich

das nächste Mal gefangen fühlte, was jede einzelne Minute seines Lebens war außer diese.

Lady lockerte die Schals um seine Handgelenke und Knöchel. Es war Zeit für den zweiten Akt.

»An die Wand«, kommandierte Lady. Er gehorchte, nicht weil sie so streng war, sondern weil er wusste, dass sie nicht mehr draufhatte.

Ach ja, Lady. Lady war okay, aber nach all den Jahren musste er ihr manchmal immer noch erklären, worum es bei diesem Theater ging: Wenn er zu laut schrie, wenn er »Aufhören« rief, hieß das nicht, dass sie aufhören sollte. Es hieß, dass sie *weitermachen* sollte. Manchmal erinnerte sie sich, aber sie war kein Naturtalent im Erniedrigen eines Mannes, und er wusste nicht, wie er es ihr sonst beibringen sollte, außer es Woche für Woche mit ihr durchzuspielen. Und entweder es interessierte sie nicht oder sie war unfähig zu begreifen, warum er hierherkam, nämlich nicht, weil er gerne hier war, sondern weil er es nur dank dieser Treffen schaffte, in den restlichen Stunden der Woche draußen in der Welt wie ein aufrechter, normaler Mensch aufzutreten. Die Domina, zu der er donnerstagsabends ging, verstand es ein bisschen besser. Aber Beamer verstand sich ja selbst kaum, was erwartete er?

Und so kroch Beamer auf allen vieren über den widerlichen Teppich, den er so gut kannte – 816, sein Stammzimmer bei dieser wöchentlichen Veranstaltung, würde bei Schwarzlicht aussehen wie mit Spin Art dekoriert –, und stellte sich mit dem Gesicht zur Wand. Eine grausame, herrliche Minute lang passierte nichts, und dann endlich, endlich spürte er einen sanften, feuchten Druck auf seinen Schließmuskel.

Jetzt kam seine Belohnung.

Die neue Person bohrte einen langen künstlichen Fingernagel – Acryl, die es in allen Farben und mit aufgeklebten

Kristallen gab – tief in seinen Arsch. Der Anblick der schrecklichen Nägel hatte ihn erregt, aber jetzt, als er einen davon im Anus hatte, fragte er sich, wie gut die Kristalle eigentlich klebten, und wenn er weiter darüber nachdachte, wie gut die Nägel klebten, und was man den Ärztinnen und Schwestern in der Notaufnahme erzählte, falls man sich einen entfernen lassen musste.

Verstehst du? Vollkommen unkonzentriert.

Irgendetwas stimmte nicht. Vielleicht hatte er einen Fehler beim Timing gemacht; vielleicht war er immun geworden. Oder vielleicht hatte er einfach zu viele Sorgen, um das hier zu genießen, wobei *genießen* natürlich nicht der richtige Ausdruck war. Die Blackout-Phase der Ambien-Tablette stand die ganze Zeit kurz bevor, aber er schaffte es nicht, sich von ihr überwältigen zu lassen. Er versuchte zu atmen. Er versuchte, *in den Moment zu spüren*. Aber dann wurde er wütend, und er ärgerte sich, dass er gezwungen war, solchen Achtsamkeitskram zu machen, den seine Kinder von ihrer linken Privatschule mit nach Hause brachten (**Nicht an die Kinder denken!**). Deswegen hatte er doch Ambien genommen! Damit er keine »Übungen« machen musste!

Das war die Schleife seiner schweifenden Gedanken: War das eine neue Tagesdecke? Hing hier in jedem Zimmer das gleiche abstrakte Gemälde? Freute sich der Künstler über den fetten Deal, sein hässliches Bild für den Radisson-Konzern massenproduzieren zu lassen? Stärkte oder schwächte der Deal sein künstlerisches Selbstbewusstsein? Wenn das Bild hier in jedem Zimmer hing, hing es auch in jedem Radisson? Wurde dieses Zimmer je geputzt? War hier schon mal jemand gestorben? Wie viele Menschen hatten in dieser angenehm neutralen Ausstattung gevögelt? Wie lange war er schon hier? War er immer hier? Existierte er nur in diesem Zimmer?

Und: War seine Karriere vorbei?

Und: Würde ihn seine Frau verlassen?

Und: Warum steckte er mit zweiundvierzig immer noch im Käfig dieser Ängste, von denen er gehofft hatte, dass sie irgendwann verschwinden würden?

In seinem Kopf waren zu viele Wörter, die Bilder formten. Zu viele Fragen. Mein Gott, wie viele Drogen musst du nehmen, bis du in deine hündische Natur zurückfällst: wortlos, richtungslos, sorglos – dich nur dem Gefühl, dem Instinkt, dem Moment überlässt?

Die Gefahr bei dieser Art von Achtsamkeit ist natürlich, dass du, wenn dir nicht gefällt, was in diesem Moment in deinem Gehirn passiert, automatisch an die Vergangenheit oder an die Gegenwart denkst.

Die Vergangenheit: Als Beamer gestern Abend nach Hause kam, hatte er instinktiv gespürt, dass etwas nicht stimmte. Es war erst halb zehn, als er ins Schlafzimmer kam, und Noelle lag schon schlafend im Bett, aber die ionische Energie in der Luft verriet, dass Noelle ihn kommen gehört, schnell das Licht ausgemacht und sich hingelegt hatte. Selbst der Bildschirm ihres Handys auf dem Nachttisch leuchtete noch.

»Noelle«, hatte er ins Zimmer geflüstert. Plötzlich hatte er schreckliche Angst, als wäre er in einem Horrorfilm, und er wusste nicht, ob eine Antwort von ihr ihn trösten oder noch mehr gruseln würde. Aber Noelle hatte ihm den Rücken zugewandt und rührte sich nicht, was sie vielleicht getan hätte, wenn sie wirklich geschlafen hätte. In solchen Situationen reagierte man instinktiv unterwürfig oder übertrieben liebevoll. Aber schon dieser Instinkt war verräterisch. Das wusste er. Er musste cool bleiben. Manchmal musst du »dir die Erlaubnis geben, das Unbehagen von Gefühlen auszuhalten, die du nicht kontrollieren kannst« – dieser Spruch stand auf dem »Acht-

samkeitskrug«, den Wolfie aus dem Kindergarten mitgebracht hatte. Wolfie konnte noch nicht lesen.

Dann, heute Morgen, drehte er sich um, und Noelle schlief noch, obwohl es nach halb acht war und die Kinder in die Schule und den Kindergarten mussten. Er legte ihr die Hand auf den nackten Arm – sie trug altmodische, mädchenhafte Leinennachthemden, die ihn mit ihrem Puritanismus immer noch scharf machten (»Huch, was machen Sie hier?«) –, aber Noelle schüttelte ihn ab. Nein, sie schlief nicht. Aber sie wollte auch nicht zugeben, dass sie wach war.

Oder, nein: Streik. Noelle streikte.

Beamer schleppte sich aus dem Bett und ging nach unten, um sich darum zu kümmern, dass die Kinder rechtzeitig wach und fertig waren. Er sah, dass seine Mutter angerufen hatte, kurz bevor er aufgewacht war, und es war ihm ganz recht, dass er sie verpasst hatte. Er ging in die Küche und versuchte, alles nicht so schwer zu nehmen. Er wechselte ein paar nette Worte mit Ludmilla, der Haushälterin, und Paulette, dem Kindermädchen, die beide geschäftig herumräumten und versuchten, im Kaffeesatz der Abwesenheit ihrer Herrin zu lesen, was auf sie zukam.

»Ich arbeite bloß hier«, sagte Beamer mit einem komischen Schulterzucken, womit er sie immer zum Lachen brachte. Er gab den Kindern einen Kuss auf die Stirn und bekam von Ludmilla eine Tasse Kaffee gereicht. Während er sie trank, stellte er sich vor, Ludmilla hätte ihm den Kaffee ins Gesicht geschüttet und zwänge ihn, den Boden abzulecken.

»Ich bin ein Schwein!«, sagte Wolfie. Er war vier und schrie viel und nahm in letzter Zeit die Identitäten von Tieren an. Gestern war er ein Kätzchen gewesen.

»Wie macht das Schwein?«, fragte Beamer.

»Oink, oink.«

»Du bist so albern, Wolfie«, sagte seine große Schwester Liesl laut und aufgekratzt. Sie redete neuerdings wie eine Gameshow-Moderatorin oder die Kandidatin eines Schönheitswettbewerbs. Beamer hatte Angst, dass sie nur noch Dinge sagte, von denen sie dachte, dass sie von ihr erwartet wurden. Liesl war sieben und trug rechts in ihrem langen blonden Haar eine große dunkelblaue Schleife, ungefähr auf der Höhe ihres Ohrs. Noelle ermutigte Paulette, die Französin war, die Kinder anzuziehen wie kleine Pariser Puppen.

Während Beamer unter der Dusche stand, war Noelle offenbar aufgestanden und hatte sich aus dem Haus geschlichen. Beamer schlenderte für den Tag gerüstet nach unten und schlug einen extrem beiläufigen Ton an, als er Ludmilla fragte: »Ist Noelle schon weg?«, und Ludmilla verwandelte ihr Gesicht, wie sie es trainiert hatte, in slavisches Gestein und antwortete: »Ja, Mr. Beamer«, und er nickte, als wäre alles in Ordnung, in bester Ordnung, und dann ging auch er. Im Ernst, es war Terrorismus, was Noelle da machte. *Terrorismus*, das war das Wort, das Beamer im Hotelzimmer dazu einfiel. Wer konnte sich da auf seine Ejakulation konzentrieren – wer konnte in Richtung Blackout traben wie ein Zentaur –, wenn um ihn herum der blanke Terror herrschte?

Was für ein Elend. Natürlich zogen sich seine Gedanken in die einzige Ecke zurück, die ihm noch blieb: die Zukunft. In ein paar Stunden würde er endlich die Kommentare zu einem Drehbuch zurückbekommen, für das er den Auftrag hatte und das sich jetzt in der vierten und hoffentlich letzten Fassung befand. Das Drehbuch war der höchst spannende und überraschende vierte Teil des Actionfilms, mit dem sich Beamer vor fast zwanzig Jahren, als er frisch von der Filmschule kam, einen Namen gemacht hatte. Das Drehbuch war der solide vierte Teil des Actionfilms, mit dem sich Beamer vor fast

zwanzig Jahren, als er frisch von der Filmschule kam, einen Namen gemacht hatte. Richtig formatiert war das Drehbuch der extrem zynische vierte Teil des Actionfilms, mit dem sich Beamer vor fast zwanzig Jahren, als er frisch von der Filmschule kam, einen Namen gemacht hatte. Für jeden Autor besteht ein Teil des Berufs aus der blanken Überraschung darüber, dass irgendwer freiwillig bereit ist, den Quatsch, den du dir ausgedacht hast, zu lesen, geschweige denn Geld in deine Arbeit zu investieren. Beamer versuchte sich zu vergewissern, dass die unterschwellige Angst, die er in den Lenden spürte (wo seine Gefühle saßen), zu diesem Teil gehörte, und nicht zu dem anderen Teil, der auch zum Beruf des Autors gehört, nämlich der früher oder später bevorstehenden Ausmusterung.

Im Radisson betrachtete er auf allen vieren sein Spiegelbild in dem Ganzkörperspiegel, der an der Badezimmertür hing: das dunkle, grau melierte Haar, das noch lange nicht zurückging, der jugendliche Seitenscheitel, den er seit seiner Bar Mizwa trug, einfach weil er funktionierte; die ursprüngliche Nase seiner Mutter, die nur einen Millimeter zu hoch in seinem Gesicht saß, aber auch sie funktionierte; Lippen wie Satinkissen, auf die jemand den Kopf gebettet und eine leichte Mulde hinterlassen hatte. Die Augen überraschend saphirblau mit dunklen Augenringen, die ihm einen verruchten, sexy, leicht drogensüchtigen Charme verliehen. (Genau genommen waren Beamers Augen nicht ganz blau; am oberen Rand der linken Iris war ein brauner Streifen – ein Zeichen für Chimärismus, das, wie er irgendwo gelesen hatte, bedeutete, dass er im Mutterbauch einen Zwilling gehabt und ihn sich *einverleibt* hatte, was wiederum so gut zu seiner Persönlichkeitsstruktur, seinem unbändigen Appetit und seiner Selbstwahrnehmung passte, dass er in einem seltenen Akt der Selbsterhaltung sofort aufgehört hatte zu lesen.)

Doch seine Anziehungskraft – das gewisse Etwas, das ihn in seiner Heimstadt zur Legende machte und ihm den Zugang zu den Höschen so vieler Töchter Middle Rocks verschaffte – ging weniger von seinem Gesicht als von seinem *Wesen* aus. Beamer war mit einem Hunger nach Körperkontakt zur Welt gekommen, der mit Körperkontakt allein nicht gestillt werden konnte; er war mit einem Blutvolumen zur Welt gekommen, das ausreichte, um seinen Penis und sein Gehirn gleichzeitig zu versorgen, auch wenn vielleicht mehr in seinen Penis floss; er war mit dem Sperma eines Fabrikarbeiters zur Welt gekommen, der unermüdlich am Fließband stand, und der Vorrat drohte ihn zu vergiften, wenn er kein Druckventil fand, das ihn entlastete, oft und begeistert und oft und oft. Unter dem Strich kam etwas Unbeschreibliches heraus, umso mehr, als er älter wurde und sein Körper die *animalische* Qualität einer abgehangenen Rinderhälfte bekam – ein sichtbarer Hunger, ein bodenloses Ding, das zu schmutzig war, um es zu beschreiben.

Wo war seine Ejakulation? Wo war sein Blackout? Hatte er alles verbraucht? Was er schon als Kind über die Fabrikarbeit gelernt hatte, war, dass die Dinge manchmal schiefgingen. Ein Dibbuk im Getriebe, hatte sein Vater dazu gesagt. Jetzt stellte er sich einen kleinen Ghul in seinem Hodensack vor, aber auch dieser Gedanke half ihm nicht über die Ziellinie, obwohl es oft genau solche absurden Dinge waren, die das Fass zum Überlaufen brachten. Er wusste nur, dass das Geschäft am Ende über Angebot und Nachfrage lief. Er hatte das Angebot! Und er hatte die Nachfrage! Und die beiden Frauen hatten sicher auch Bedarf! Wo war das Problem?

Nein, es war Noelle, die alles kaputt machte. Die Sache von heute Morgen, auf einmal sah er ihr Verhalten in einem Zusammenhang, der sich seit einer Weile abzeichnete und den er

vielleicht zu Unrecht auf Noelles normale Launen geschoben hatte. Es war kein guter Zusammenhang; es war nicht der Zusammenhang, der da war, wenn man sich entschied, die Ehegelübde zu erneuern oder noch ein Kind zu planen oder sich sonst irgendwie aufs Neue dazu zu bekennen, dass zwei Menschen zusammengehörten. Nein, es war eher das, was passierte, wenn eine Ehe auf ihr langsames, trauriges Ende zusteuerte.

Noelle würde ihn verlassen. Er war sich ganz sicher.

Sie gingen zu einer Paartherapeutin, die ihnen Melissa, die Frau von Beamers ehemaligem Schreibpartner Charlie Messinger, empfohlen hatte. Beamer machte mit, aber er war nicht überzeugt. Keiner, dessen Leben wie eine Festung gebaut ist, ist therapierbar, erst recht nicht durch Paartherapie, erst recht nicht bei der Paartherapeutin eines Menschen, mit dem er eine friedlich gescheiterte, aber trotzdem gescheiterte Partnerschaft hinter sich hatte. (Wenn er mit Noelle auf der Couch saß, auf der auch Charlie und Melissa gesessen hatten, spielte er oft das Gedankenexperiment durch, dass er statt mit Noelle mit Charlie hier saß, und fragte sich, ob sie das Rätsel ihres Scheiterns damals als Reihe von Missverständnissen und unschuldigen Fehlern hätten aufklären und ihre Partnerschaft retten können, wenn sie nur professionelle Hilfe in Anspruch genommen hätten.) Jedenfalls gab sich Beamer Mühe. Das tat er wirklich. Er machte die Übungen, die ihnen die Therapeutin aufgab. Er *sah Noelle in die Augen* und *wiederholte die Dinge, die sie als ihre Ziele nannte*. Er übte, *aktiv zuzuhören* und ihr *bedingungslose positive Aufmerksamkeit* zu schenken. Er versuchte *daran zu denken, ihr Bescheid zu sagen, wann er nach Hause kam*. Er versuchte ihr *zu erklären*, dass die Stunden, in denen er tagsüber nicht auffindbar war, mit seinem Tunnelblick bei der Arbeit zu tun hatten. Er *versprach weniger* und *lieferte mehr*. Er *kommunizierte*. Und: Er *scheiterte bei allem*.

Hatte er eine Verabredung verpasst? Hatte er einen Geburtstag oder einen Jahrestag vergessen? Eine Aufführung oder eine Sportveranstaltung der Kinder? *Wusste sie es?* Diese Frage kreiste ständig in seinem Kopf: *Wusste sie es?* Hatte sie oder hatte sie nicht einen Blick in das Universum der Ausflüchte erhascht, das sein Leben war, wenn er nicht mit ihr und den Kindern zusammen war?

Das Einfachste wäre, Noelle anzurufen und zu fragen, ob alles in Ordnung sei oder ob er ihr irgendeinen neuen Grund geliefert hatte, warum sie wütend auf ihn war. Aber das würde nicht funktionieren. So lief es bei ihnen nicht. In der Ehe, die sie seit nunmehr sieben Jahren führten, bewegten sie sich Seite an Seite nach vorn, den Blick auf den Horizont gerichtet, ohne Fragen zu stellen, die das Gleichgewicht, in dem sie existierten (ein denkbar fragiles Gleichgewicht), erschüttern könnten.

Und würde Noelle eine direkte Frage überhaupt beantworten? Seine Frau war eine verklemmte Presbyterianerin, oder einfach eine Presbyterianerin, die ihm niemals einen unkomplizierten, geradlinigen Gedanken wie »Ja, ich bin sauer auf dich, und hier ist der Grund« mitteilen würde. Ihre Vorfahren hatten die Fähigkeit, Gefühle auszusprechen, auf der *Mayflower* vergessen und nie vom Fundbüro abgeholt.

Und ob man es glaubt oder nicht, all das war ihm immer noch lieber, als über seine Trennung von Charlie nachzudenken.

Konzentrier dich, Fletcher.

Konzentrier dich. Denn es spielte keine Rolle, was ihm an diesem Dienstagmorgen im September in den Arsch gesteckt oder in den Damm gebohrt wurde. Seine Sorgen wuchsen ihm über den Kopf, und sobald seine Gedanken das Radisson verließen, sobald sie nicht mehr von den Aktivitäten in diesem

Zimmer abgelenkt wurden, würde er sich mit seinem Leben auseinandersetzen müssen. Unmöglich.

Und dann vibrierte wieder das Telefon. Es war verrückt, wie man, obwohl alle Handys gleich klangen, das eigene immer heraushörte, so wie Mütter in einer vollen Kinderkrippe angeblich das Weinen ihres Babys heraushören.

Und es war wieder seine Mutter, er wusste es einfach. Aber er versuchte, auch diesen Gedanken abzuschütteln. Er wollte nicht, dass der Highway seiner sexuellen Stimulation den Highway der Existenz seiner Mutter kreuzte, aus Angst, dass beide zusammenliefen und einen neuen zwölfspurigen Superhighway bildeten, Interstate Ich-bin-scharf-auf-meine-Mutter-bring-mich-um-du-tätest-mir-einen-Gefallen. (Beamer wusste inzwischen, dass es nichts gab, was er nicht erotisieren konnte.)

Wann war es endlich vorbei? Das Hotelzimmer, das normalerweise sein Paradies war, war jetzt die Hölle. Die ganzen Tabletten, und kein Blackout. Ambien war eigentlich ein Einschlafmittel, aber wenn man eine Handvoll nahm und sich durch die Zwielflichtdecke kämpfte – der »klinische Zweck«, Schlaf den Schlaflosen –, landete man auf der anderen Seite in einem Wunderland mehrstündiger Halluzinationen. Aber jetzt sprangen das Telefonklingeln seiner Mutter und der Blick seiner Frau und Charlies Alleingang auf das Trittbrett dieser Halluzinationen, gerade als der Zug den Bahnhof von Beamer's Bewusstsein verließ, und erschlichen sich die Mitfahrt wie blinde Passagiere. Das war die Art von Rausch, die Beamer am wenigsten mochte, wenn dir plötzlich all die Dinge klar wurden, die du, ohne es zu merken, längst gewusst hast, wenn alles vor dir liegt und dir klar wird, dass selbst der Zustand der Nüchternheit eine Lüge ist, die wir uns nur einreden.

»Ich habe *jetzt* gesagt!«, verlangte Lady in einem lahmen Versuch, streng zu sein. Er hatte den Befehl nicht gehört.

»Was?«, fragte er. »Was soll ich machen?«

»Ich hab gesagt, leck den Boden ab! Schwein! Leck den Boden ab!«

Schön, gut, was auch immer. Die Stunden liefen aus. Am Nachmittag hatte er einen vollen Terminkalender. Vielleicht war er nach all der Zeit immun gegen Ambien geworden. Vielleicht musste er clean werden und noch mal neu anfangen, damit es wieder Spaß machte. Es wäre nicht das erste Mal. Die Qual der heimlichen Entgiftung war ein ganz eigener Lustgewinn.

Beamer begann, den Teppich abzulecken, der nach Chemie schmeckte, aber er leckte nicht fest genug oder nicht gut genug oder nicht schnell genug, denn Lady sagte: »Fester! Besser! Jetzt!«

»Jetzt leck mir die Zehen«, sagte die Frau mit der roten Perücke und der Zahnücke. Okay, na schön, was auch immer.

Er drehte den Kopf, um Luft zu holen, die nicht nach Hotelteppich roch, und plötzlich hörte er, wie die Tür aufging. Als er sich umsah, stand ein Mann im Schatten des Türrahmens, aber die Frauen achteten nicht auf ihn, und Beamer verstand nicht warum. Er wollte mehr erkennen, aber sein Hals drehte sich nicht weiter, und er sah nur einen Teil der Gestalt, des Mannes, der hereinkam.

Er hörte die Schritte, aber die Frauen reagierten nicht. Sie ließen nicht ab von ihm. Sie mussten es geplant haben!

Jetzt stand der Mann vor ihm. Beamer hob den Kopf, aber er konnte nur Turnschuhe und Knie in grauen Cordhosen sehen. Beamer gab alles, aber er konnte nicht mehr sehen.

»Was zum Teufel ...«, schrie Beamer.

Und dann ging der Mann in die Hocke, um Beamer ins Gesicht zu sehen, um etwas zu ihm zu sagen, und endlich erkannte ihn Beamer, und er begriff, dass er tief drinnen immer

gewusst hatte, wer der Mann war, seit der Sekunde, als die Tür aufging, und vielleicht sogar schon davor.

»Du kommst mit, Bernard«, sagte Drexel Abraham, und dann zog er hinter dem Rücken einen Jutesack hervor und stülpte ihn Beamer über den Kopf, und –

Und dann, im Sog des Abgrunds, der sich plötzlich in seinem Innern in diesem Zimmer auftat und ihm half, sich von der Welt zu holen, was er wollte (Antwort: wahrscheinlich war das die Wirkung der Drogen), ejakulierte Beamer auf den Teppich und sank in die Pfütze. Endlich! Und endlich, endlich kam der Blackout über ihn ... als ... er ...